Wiener Stadt-Bibliothek.
T 8934/2/12A

Neueste österreichische

Jugend-Bibliothek,

oder:

Sammlung

der

vorzüglichsten Kinderschriften

zur

Belehrung und Bildung des Verstandes, Veredlung des Herzens und Erweiterung der Kenntnisse in allen Zweigen des Unterrichtes.

Zweyter Jahrgang.

Bildungsschule zur Belebung eines frommen Sinnes und Wandels.

Wien.
Anton Mausberger's Druck und Verlag.
1830.

Bildungs-Schule

zur

Belebung

eines

frommen Sinnes und Wandels.

Gesammelt

von

einem katholischen Geistlichen.

Wien.

Anton Mausberger's Druck und Verlag.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK

Das belohnte kindliche Vertrauen, oder der kleine Schweizer Seppeli.

In der Gemeinde M. im Toggenburgischen lebt eine christliche Haushaltung, die still und unbemerkt dem lebendigen und einigen Gott, und seinem Sohne Jesu Christo, mit einfältigen Kinderherzen dient. Ihr christlicher Sinn und Wandel wurde durch eine merkwürdige Geschichte, die sich mit einem ihrer Kinder zutrug, kundbar. Wir haben diese schöne, rührende Erzählung der großen Hungersnoth zu verdanken, die im Jahre 1817 so Viele auf eine jammervolle Weise bedrängte. Diese große Noth war wirklich ein Schwert der Heimsuchung, das die Seelen der Menschen durchdrang, und die Gedanken ihrer Herzen, ihren Glauben, ihre Liebe, oder ihren fleischlichen Weltsinn, ihre lieblose Härte und sträflichen Unglauben offenbarte. (Luc. 2, 35.) Wir denken zurück, und bethen an.

Der Vater dieser Familie ist ein einfacher, redlicher, frommer Mann. Sein Reichthum sind seine neun muntern, liebenswürdigen Kinder, und sein treues, gottesfürchtiges Weib, sein gutes Gewissen, und der gnädige Gott, zu dem er wohl hundert Mahl des Tages liebend aufblicket. Daß er im Ernst und von Herzen fromm ist, könntet ihr schon aus dem abnehmen, daß er unter der härtesten Taglöhner-Arbeit, die ihm den bittern Schweiß auspreßt, stets munter und wohlauf ist, und oft mit seiner zitternden Stimme ein heiliges Lied hören läßt. Und wenn er dann heimkommt, so ist's gewöhnlich, daß ihm die Kinder noch etwas singen müssen; gar so gern hört er

das Lied: »Die liebe Feyerstunde ꝛc.« Ein solcher reiner Frohmuth kann nur aus echter Frömmigkeit sprossen.

Seine Frau und Kinder würdet Ihr nicht besser kennen lernen, als wenn Ihr sie, von ihnen unbemerkt, einen ganzen Tag beobachten könntet. Doch die Geschichte ihres anderältesten neunjährigen Kindes gibt Euch ein liebliches Bild von der ganzen Haushaltung. Ein christlich auferzogenes Kind ist das giltigste Zeugniß für die Rechtschaffenheit christlicher Aeltern. Einen schönen sprechenden Zug ihrer christlichen Kinderzucht beweiset das Folgende.

Die Mutter hält ihre Kinder so früh möglich zur Arbeit. Während der Vater als Taglöhner bald da, bald dort arbeitet, verfertiget sie mit ihren Kleinen zu Haus Brisnestel (Schnürbänder). Sobald die Kleinen ihre Fingerchen regieren können, bekommen sie ein, ihrer schwachen Kraft angemessenes Stück Arbeit. Um sie im Fleiß und kindlichen Frohsinn zu erhalten, kennt die Mutter kein besseres Mittel, als ihnen unter der Arbeit die Liebe unseres Gottes anzupreisen, und ihnen die großen Wunder seiner Allmacht und Güte zu erzählen. Oft hört man sie ihre Kinder anreden: »Kinder! wenn ihr brav und fleißig seyd, will ich Euch wieder etwas recht schönes erzählen.« Das ist genug, den Kindern wieder neues Leben und Freude zur Arbeit zu geben. Dann erzählt ihnen die Mutter von Jesus Christus, oder eine andere biblische Geschichte, und allemahl mit einer solchen Freude und Lebendigkeit, daß es die Kinder dünkt, sie hörten die Geschichte zum ersten Mahl.

Jetzt kam die Theurung, die unter allen Gegenden der Schweiz, Toggenburg, und besonders diese arme Gemeinde M. am härtesten empfand. Was that diese christliche Familie in dieser allgemeinen Noth? Sie strengten so viel möglich ihre Kräften zur Arbeit an; aber die Theurung stieg mit jeder Woche, mit jedem Tage, und so auch ihr Mangel. Der Vater mußte zu Haus bleiben, weil niemand in selbiger Ge-

gend mehr Taglöhner zu halten vermochte. Aber die Mutter verzagte nicht, sie wußte alle zu ermuntern und im Glauben zu erhalten.

»Verzage nicht zur Zeit der Noth.
Thu, was du sollst, und trau auf Gott!«

war ihr Sprichwort. »So sagte oft meine Mutter selig in der siebenziger Theurung. Und derselbe alte Gott, der mir und meiner seligen Mutter durch die Noth geholfen, lebt noch, und kann und will und wird uns allen auch durch diese Noth helfen, und wenn sie auch noch so groß wird.«

Wenn Vater und Kinder ihre Brisneftel, die von Tag zu Tag weniger Käufer fanden, so betrübt ansahen, sprach die Mutter:

»Nur die Hände nicht von der Arbeit, sonst zieht Gott die Seinen auch von uns. — Mir ist, als hör' ich noch meine Mutter selig sagen: Beth' und arbeit; Gott hilft allezeit.«

Es hieß zwar überall, wir haben kein Geld, wir brauchen keine Brisneftel; aber sie legten dennoch die Hände nicht in den Schoß, sondern arbeiteten so fleißig fort, als wenn die Brisneftel schon bestellt wären. Es that ihnen im Herzen weh, wenn sie andere sagen hörten:

»Was willst du dich so plagen
Beym leeren Magen.«

Ein gewisser Nachbar, der während der Theurung vor Hunger starb, führte das Sprichwort oft im Munde:

»Ich will lieber einen leeren Darm,
Als einen müden Arm.«

Die Mutter klagte diese schlechte Rede dem Vater, der eben von der Arbeit heim kam, und noch am nähmlichen Tage diesem Müssiggänger, als er wieder ihn und die Seinigen mit so elendem Geschwätz beunruhigte, ernstlich sein Haus untersagte, wofern er nicht auch auf Gott vertrauen und arbeiten wolle.

Obschon sie oft den Mangel hart fühlen mußten, so hatten sie doch täglich Beweise der wachenden Va-

terliebe Gottes erfahren. Einmahl gingen sie zu Bette und hatten den letzten Rest ihres sorgfältig abgetheilten Speisevorrathes verzehrt; der Vater sprach wohl: »Was werden wir morgen essen?« — Aber die Mutter sagte: »Jesus hat uns gelehrt bethen: Gib uns heut unser tägliches Brot. Das wollen wir morgen, wenn wir noch leben, thun, und Gott wird sorgen.« Früh Morgens kam schon Jemand, und berief den Vater zu einer nöthigen Arbeit. Am Abend brachte er mehrere Pfund Nothmehl (Griesmehl) und auch etwas weißes Mehl und ein Krüglein Milch für das Kleine in der Wiege; das alles war ihm als Lohn für seine heutige Arbeit gegeben. Wer will die Mutterfreude beschreiben, und das Jauchzen der Kinder; aber Vater und Mutter hoben ihre Hände empor, und die Kinder wußten schon, was sie zu thun hatten, sie knieten nieder; und nun wurde dem unsichtbaren Geber alles Guten herzlich gedankt, und man hörte auch das Kleinste nachlallen: »Dank, Dank.«

Die Theurung war noch immer anhaltend; nun konnte nichts als täglich neu gefaßtes Vertrauen retten.

Eines Morgens sprach die Mutter zu den zwey größeren Knaben, Joseph und Fridolin: »Liebe Kinder! nehmet da diesen kleinen Bündel Brisnestel, gehet in Gottes Nahmen in's Gebirg hinauf, und suchet, ob Ihr davon verkaufen könnet.« Auch der Vater war's zufrieden. Die Buben waren bald gerüstet, und zuerst voller Freuden, daß sie reisen, und vielleicht mit viel Geld und Brot heim kommen könnten. Als es aber zum »Behüth Gott!« kam, da mußten Beyde laut auf weinen. Die Mutter that noch eine ernste Ermahnung an sie und sprach: »In vierzehn Tagen müßt ihr wieder heimkommen, denn wem einmahl der Bettelsack ist warm geworden, der läßt ihn nicht mehr aus den Händen; und wer im Betteln ein Paar Schuh zerrissen, der nimmt sie mit in's Grab. Auf dem Wege und in den Häusern rührt nichts an; denn eine treue Hand kommt durch's ganze Land. Wenn ihr eine Kirchthüre offen sehet, so gehet hin-

ein und bethet; bethet, daß uns der liebe Gott Segen und Lust und Kraft gebe zum Rechtthun. Und nun gehet in Gottes Nahmen, und habet ihn allzeit vor Augen, und vergesset nicht, was Jesus für Euch gethan und gelitten, vergesset auch Euern Schutzengel nie.«

Die weinende Mutter sah ihren schluchzenden Kindern nach, die das erste Mahl allein von Haus gingen. Hand in Hand wanderten die Brüderchen dem Gebirge zu. Wie oft sahen sie wieder zurück; aber die Mutter mußte mit ihren weinenden Augen dem Kleinen zu Hilfe, denn es schrie: »Mutter, Mutter!«

Die Kinder kamen auf ihrer Wanderschaft hin und wieder zu Bekannten ihrer Mutter, und wurden oft freundlich aufgenommen, doch bisweilen auch hart abgewiesen, und fanden wenig Käufer für ihre Brisneftel.

Einmahl saßen sie unter einem Baume, und redeten mit einander von dem, was die Mutter ihnen zuletzt zugesprochen habe; auch sagte Fridolin wohl hundert Mahl: »Wenn ich nur wieder zu Haus bey Vater und Mutter, und beym kleinen Anneli wäre!« Aber Joseph erwiederte: »Ich wollte gern heim, wenn ich Vater und Mutter und dem Anneli und den andern etwas bringen könnte; aber es ist mir oft so angst und bang, wenn ich sie hungern sehe, und wenn ich ihnen noch so viel weg esse.« Fridolin sprach: »Wir wollen beym Kloster Fischingen vorbey, meinst Du nicht, daß wir ein großes Stück Brot kriegen?«

Nun standen sie auf und wanderten dem Dorfe zu; hier erst wurde Fridolin gewahr, daß er das Mehlsäckel verloren, das ihm die Mutter mitgegeben hatte; er konnte sich nicht besinnen: wo? Er weinte und jammerte, und sprach oft: »Jetzt darf ich nicht mehr heim.« — Im Dorfe kamen sie zu einer Bäuerinn, die redete freundlich mit ihnen, kannte sie und sprach: »Wie geht es der Mutter und dem Vater daheim, sie müssen gewiß auch großen Mangel leiden?«

— »Ja wohl,« antworteten die Kleinen, »und jetzt haben wir nichts mehr zu verarbeiten.« — »Und ich darf nicht mehr heim,« sagte Fridolin, »denn ich habe gestern das Mehlsäcklein verloren.« — »Sey ruhig, liebes Kind,« antwortete die Bäuerinn, »ich will Dir ein anderes geben, und noch etwas darein, welches Du der Mutter heim bringen mußt.« — »Und dann,« sagte Fridolin erfreut und holdselig, »bekomm' ich im Kloster Fischingen auch noch ein Stück Brot dazu.« Die Knaben sagten tausend »Dank Gott!« und zogen mit dem Säcklein ihren Weg. Sie waren nicht fern mehr von Fischingen, und Fridolin redete von nichts, als Nachhausegehen. Joseph aber sah traurig vor sich hin, und sagte lange nichts, endlich sprach er zu Fridolin: »Ich will noch nicht heim gehen: ich will in Gottes Nahmen weiter, und ein Hirt werden, wie der Knabe David, von dem die Mutter oft erzählte. Fridolin, sage es der Mutter, wenn Du heim kommst, und die Mutter und der Vater sollen für mich bethen; ich will gewiß Gott vor Augen haben, und ihre Worte nie vergessen; sobald ich einen Dienst habe, will ich heimkommen, und Euch erzählen, und bringen, was ich kann.« — Und nun schieden die beyden Brüder.

Fridolin hatte von Fischingen nicht mehr weit nach Haus, und kam noch selbigen Abend zeitlich heim. Aber wie die Mutter erschrak, als sie ihn allein kommen sah! »Wo ist der Joseph, daß er nicht mit Dir kommt?« rief sie dem Fridolin von weitem entgegen. Fridolin sagte ihr nun, warum, und wo Joseph ihn verlassen, und vergaß kein Wort von dem, was er ihm aufgetragen hatte. »Ach, die Hungersnoth,« sagte hierauf die kummervolle Mutter, »hat ihn fortgetrieben. Ach mein liebes Kind, Du bist sonst so gehorsam gewesen! Wie gern wollte ich hungern und leiden, wenn ich nur keines meiner Kinder verlöre.« Der Vater tröstete sie und sagte ganz zuversichtlich: »Wir wollen jetzt fleißig für ihn bethen; der liebe Herr Gott wird ihn dann wohl irgend wo

unterbringen. Gottes Erdboden ist ja groß, und Joseph ist fromm und fleißig und folgsam; er wird gewiß bleiben können, wenn er einmahl einen Meister gefunden hat.«

Joseph kam in's Thurgau, wo er oft an Thür und Fenster klöppelte mit den Worten: »Ich möchte gern Hirtenbub werden, brauchen Sie keinen? Ich will gewiß recht fleißig hüthen!« — Die meisten Leute wurden durch seine kindliche, unschuldige Zutraulichkeit gerührt, und gaben ihm ein Almosen, wofür Joseph herzlich dankte und dazu noch einen Haussegen hersagte, der ihnen so wohl gefiel, daß ihn Joseph oft zwey Mahl vorsprechen mußte. So kam Joseph im Thurgau herum und hinab bis unter Constanz, wo er in der Mitte des großen Wassers ein großes Stück Land und Häuser sah. Joseph setzte sich am Ufer des Wassers nieder, sah auf die Insel hinüber, und sagte zu sich selbst: »Dort drüben brauchten sie gewiß einen Hirten, weil man naß werden muß, um hinüber zu kommen. Ich will's in Gottes Nahmen probiren, ob ich durchkomme oder nicht.« Joseph stieg wirklich hinab in's Wasser, fing an zu waten, bis ihm das Wasser unter die Aermlein kam. Da schrie Jemand: »Steh still, Kleiner! und gehe nicht weiter, Du müßtest sonst ertrinken; ich will kommen, und Dich hinüberholen.« Joseph erschrak sehr, und setzte sich wieder an's Bord. Als der Mann mit dem Schifflein näher kam, war Joseph voll Erstaunen über den alten Mann, der ganz aufrecht in einem hohlen Baume stand und ruderte; denn so etwas hatte Joseph in Toggenburg nicht gesehen. »Das ist doch wunderbar,« sagte er zu dem Manne, »daß man in ausgehohlten Bäumen (wie er die Schiffe nannte) auf dem Wasser, wie auf dem Lande mit Wägen, hin und her fahren kann.« — Der alte Mann fragte den Joseph: Warum er sich so tief in's Wasser gewagt, da er doch so leicht hätte ertrinken können. Joseph antwortete nicht viel, denn er war sehr furchtsam, eines Theils wegen dem alten

Manne, der von Natur etwas rauh spricht, obschon er's von Herzen gut meint; dann war Joseph das erste Mahl auf einem Schiff, und hatte jetzt vor dem Ertrinken viele Furcht, weil dieser Mann davon gesprochen. Er hielt sich mit beyden Händen und zitterte.

Wie nun Joseph am Gestade angekommen, ward ihm wieder auf ein Mahl wohl, und gab dem alten Mann für seine Mühe manches: »Lohne Euch's Gott!« — »Aber,« fragte er zuletzt, »wie werd' ich wieder zurück können, wenn ich wieder heimgehen will?« »Sey ohne Sorge,« versetzte der Mann, »ich will dich schon hinüberführen. Geh jetzt nur in diesen Hof hinüber, damit Du dich trocknen und wärmen kannst.« (Es war im May 1817.)

Joseph ging hin, trocknete seine Kleider und nahm die Nachtherberge im warmen Stalle, wo ihm der Knecht des Hofes ein frisches Strohlager zurecht machte, und zum Abschied sagte: »Nun, gute Nacht, Kleiner, schlaf jetzt wohl.« Die Unschuld und ein gutes Gewissen ruhet auf hartem Stroh sanft und wohl, während im Flaumenbett der stille, von der Welt geehrte Verbrecher vom eigenen Gewissen gefoltert wird, und keine Ruhe findet. Früh Morgens stand Joseph erquickt und munter von seiner Schlafstätte auf; aber nicht wie das Vieh, neben dem er gelegen. Er kniete nieder, faltete seine Hände, sah durch das kleine Stallfensterchen hinauf zum klaren Himmel, und fing laut an, sein Morgengebeth zu verrichten, weil er mit Gott sich allein glaubte. Es war aber der Knecht des Hofbauers schon in der Scheune, um das Vieh zu füttern; er wurde auf einmahl auf Josephs Gebeth aufmerksam, hörte ihm lange zu, und konnte ihn durch eine Oeffnung ganz beobachten, und dem weinenden und bethenden Joseph, der auf den Knieen vor Gott sein kindliches Herz ausgoß, zu Maria, der Mutter Jesu seufzte, zusehen.

Der Knecht schlich nach einer Weile still zur Scheune hinaus, (als eben Joseph für seine lieben Aeltern und Geschwister bethete) rief dem Meister,

der sich ankleidete, und sagte: »Meister kommet und höret doch, wie der kleine Bettelbub bethen kann, es geht einem durch Mark und Bein; nein, so hab' ich Niemand bethen gehört.« Der Meister und der Knecht traten still in die Scheune; Joseph aber war schon vom Gebethe aufgestanden. »Du kannst heut bey uns bleiben,« sagte der Meister zum Joseph. Mit diesen Worten nahm er ihn an die Hand, und führte ihn heim zu den Seinigen, für die die Milchsuppe schon auf dem Tische stand. Joseph mußte mitessen, und die ganze Zeit durch erzählen, warum er von Hause gegangen, was ihm auf der Reise begegnet u. s. w. Hierauf sagte die Frau sehr gerührt zum Manne: »Wir wollen ihn bey uns behalten, bis wir für ihn einen Ort wissen; er ist ja so brav.« — »Es wird nicht alles kosten;« antwortete der Mann, »und wenn es auch was kostet,« fiel die Frau ein, »Gott gibt es uns anderswo wieder.« »Nu,« antwortete der Mann, »wir wollen's mit ihm probieren.«

Tags darauf begegnete der Hofbauer der Herrschaft, die von einem Spaziergange heimkehrte. Er fing gleich von Joseph zu erzählen an. Die Herrschaft wurde zum innigsten Mitleiden bewegt, und sagte: »Schicket den Kleinen zu uns, wir wollen ihn auch sehen und hören.« Joseph erschien vor der Herrschaft, und antwortete bescheiden und sittsam auf alle Fragen, seine und seiner Aeltern überstandene Noth, seine wunderbare Reise hierher, und seine kindliche Einfalt ging ihnen so tief zu Herzen, daß sie sogleich den Drang fühlten, zu helfen, was sie könnten; sie beschlossen daher unter sich, den Joseph aufzunehmen. Der Herr fing nun an: »Kleiner, wenn Du fleißig bist und gern folgest, so wollen wir dich zum Herrn Caplan in die Schule schicken, dann mußt Du unser Kutscher werden, wenn der alte treue Jacob (so heißt der Kutscher) mit Tod abgeht.«

Die vornehme Frau ließ dem Joseph in der Schlafkammer des alten Jacobs sogleich ein kleines Bett zurecht machen. Mit ihm mußte er auch bethen

und essen, und ihm in allem, wie der Herrschaft gehorsamen. Auch wurde noch am gleichen Tage für den Kleinen ein neues Kleid und Schuhe bestellt, und nach zwey Tagen ging Joseph in seinem funkelneuen Kleide in die Schule, wo der Herr Caplan seinen Schüler aufnahm. Joseph saß an seinem angewiesenen Orte wie angebunden und lernte so freudig, daß er die andern fünf Kinder an Fleiß und Sittsamkeit bald übertraf, und in acht Wochen schon alles Gedruckte vom Blatt weglas. Der Herr Caplan konnte ihn der Herrschaft nicht genug anrühmen, und nicht genug sagen, wie zufrieden er doch mit dem Schweizerseppeli sey. (So nannte ihn die Herrschaft, wenn sie mit Joseph recht wohl zufrieden war, und sie war es fast allezeit.) Auch der alte Kutscher sagte oft zur Herrschaft, wie Joseph so gern und freudig bethe, und für alles danke, und nach allem frage, ja schon alles angreifen wolle.

Joseph konnte aber seine lieben Aeltern auf der Insel nicht vergessen; wenn er am frühen Morgen mit dem alten Jacob bethete, hörte man ihn oft die lieben Nahmen seiner Aeltern und Geschwister aussprechen, als wenn sie der liebe Gott nicht schon alle beym Nahmen kennte. Da flossen denn oft Thränen der kindlichen Liebe über seine schönen rothen Wangen herab.

Noch mehr drang ihm die Erinnerung an die Seinigen zu Herzen, wenn er in der Capelle dem heiligen Meßopfer beywohnte. Auch in der Schule, wo er wie unbeweglich saß, war sein Herz die meiste Zeit daheim, und oft sagte er zu dem Herrn Caplan: Wenn ich nun bald einmahl heimkomme, o wie will ich den Aeltern und Geschwistern schöne Geschichten vorlesen.« Durch nichts konnte der Frohmuth des Knaben auf einige Zeit getrübt werden, als wenn er daran dachte, daß nun seine Aeltern und Geschwister hungern müssen, während er hier voll auf habe. Oft hörte man ihn zum alten Jacob sagen: »O könnte ich doch heimlangen, und der Mutter und dem Vater diesen

Bissen, diesen Trunk reichen, wie wohl würde es ihnen thun!«

Joseph hatte nun auf der Insel keine Ruhe mehr, bis er sein beklommenes Herz der Herrschaft eröffnet, und von ihnen die Erlaubniß zur Heimreise erbethen hatte, die sie ihm auch willig ertheilte. Der vornehme Herr (wie ihn Josephs Aeltern und Brüder zu Hause nennen, und den sein Herzensadel wahrhaft vornehm macht) setzte sich gleich nieder, und schrieb an Joseph's Vater folgenden Brief:

Werther Vater!

»Euer geliebter Joseph ist seit acht Wochen bey uns auf der Insel, und hat sich in allen Stücken brav aufgeführt. Joseph will Euch alle auch wiedersehen, denn er liebt Euch alle sehr, so, daß er täglich von Euch redet, und mit betrübtem Herzen daran denkt: wie ihr müsset Hunger leiden und wilde Kräuter essen, während er Brot und andere gute Speise genug habe. »Wenn er Euch doch nur auch davon geben könnte!« das ist sein täglicher Spruch, das liegt ihm stets im Sinn. Meine Frau und ich mußten uns oft wegwenden, wenn Joseph von Euch und Eurer Noth redete. Er ist uns so lieb geworden, als wäre er unser eigenes Kind. Lieber Vater, lasset Euern Joseph recht bald wieder zurück kehren, und ich ersuche Euch, kommet selbst mit Ihm. Es wird euch und die lieben Eurigen, die ich alle freundlich grüße, gewiß nicht gereuen; also kommet bald.«

Das wünschet Euer Gönner

N. N.

R., den 8. Heumonath 1817.

In aller Eil ließ die vornehme Frau dem Joseph noch ein neues Kleid machen, welches sie noch in ein weißes Tuch einnähete; dazu packte sie noch ein schönes Scharlachleiblein für den Vater, worein der Herr eilf Sechsbätzner legte für die zu Hause, damit sie auch wieder ein Mahl etwas Besseres essen könnten. Joseph wußte nicht, was ihm alles die liebe Herrschaft mitzugeben gedachte. Der alte Jacob brachte nun

den Schweizerseppeli auf das prächtige Zimmer, wo ihm die vornehme Frau den Bündel an den Rücken hing, und ihm noch einige Sechsbätzner in den Sack schob; dazu Brot, und was sonst noch dieser edlen Frau die Liebe eingab, damit er auf dem Wege etwas zu essen habe. Die gute Herrschaft gab ihm diesen Zuspruch mit auf den Weg: »Lieber Joseph! habe Gott vor Augen, wie einst der ägyptische Joseph; Gott wird denn auch Dich glücklich hin und zu uns zurückführen, und wir alle werden uns dann auf Deine Ankunft freuen.« — Joseph küßte und drückte der gnädigen Herrschaft die Hände, und dankte mit gerührtem Herzen, und ging mit nassen Augen an der Hand des Kutschers die lange Stiege hinab, wohin ihm die Herrschaft nachrufte: »Lebe wohl, Joseph! Grüß uns alle, groß und klein, und bring den Vater mit.« Der Kutscher mußte den Joseph über's Wasser bis auf die Landstraße begleiten. Hier schieden sie, und Joseph eilte mit dem Bündel wohlgemuth davon, um nur recht bald heimzukommen. Am ersten Abend übernachtete er auf einem einsamen Hofe, wo er Milch bekam, darein er nur etwas weniges von dem Brote bröckelte, welches ihm die Herrschaft mitgab. Denn sein Herz freute sich schon lange, unter Mutter, Vater und Geschwister dieses Stück Brot zu theilen. Schon Früh machte sich Joseph auf, dankte für die Milch und Herberge, bethete vor sich her, und sein Herz klopfte vor Freude, wenn er dachte, wie es zugehen werde, wenn er heimkomme. Wohl mehr als fünfzig Mahl fragte er: »Bin ich auf dem rechten Wege in's Toggenburg?« und dankte allemahl für die gütige Antwort. Am dritten Tage Abends um neun Uhr trat Joseph wieder in das väterliche Haus, (als Vater und Mutter eben von ihm redeten) lief auf Vater und Mutter zu, begrüßte sie, küßte und drückte ihnen die Hände, und konnte vor Schluchzen kaum die Worte sagen: »Vater, Mutter!« »Er ist's, wahrlich, er ist's!« rief die Mutter, die ihn an der Stimme erkannte; denn es war ziemlich dunkel. »Gott

Lob und Dank, unser Joseph ist wieder da!« »Ja, Mutter!« antwortete Joseph, »ich bin's, aber werdet nur nicht böse, daß ich so lange nicht heimgekommen bin, ich will Euch alles erzählen, wie gut es mir gegangen ist.« Joseph nahm nun so geschwind er konnte, den Bündel ab, machte ihn auf, und zeigte der Mutter das funkelneue Kleid. Wie da die kleinen Geschwister um den Seppeli herumstanden; jedes wollte wissen, jedes fragte: »Seppeli, sag', wer hat Dir dieses starke Gewand gegeben?« »Das muß ja gar so viel kosten!« sagte die Mutter. Jetzt legte Joseph erst noch vierzehn Sechsbätzner auf den Tisch. »Wo hast Du doch die her?« fragte der Vater. »Ich will Euch alles erzählen,« sagte Joseph ganz bescheiden, »helft mir nur noch dieß aus der Tasche thun.« (Es waren die zwey großen Stücke Brot, die sich Joseph auf dem Wege an seinem Munde erspart hatte.)

»Mutter!« sprach Joseph, »nehmet es und theilet es jetzt aus.« Da ruften die Kleinen nach der Kinder Weise: »Mutter! Mutter! mir auch!« Die Mutter wollte dem Joseph auch Brot geben: Joseph aber dankte und sagte: »Ich habe auf der Insel Brot genug. Esset jetzt für mich, und gebet dem Vater die Hälfte.«

Die Mutter zündete eilends ein Licht an, um den lieben Joseph nach Herzenslust zu sehen. Aber wie sie alle erstaunten über Joseph's rothes und rundes Gesicht und seine fremde Tracht, als die Mutter mit dem Licht vom Kopf bis zu den Füßen leuchtete. Jetzt legte Joseph dem Vater den Brief in die Hand, mit den Worten: »Der ist von meinem Herrn.« »Was, hast Du schon einen Meister?« fragte der freudige Vater. Und nun fing Joseph zu erzählen an. Sie blieben alle bis um eilf Uhr beysammen, und konnten sich nicht satt hören und fragen. Oft mußte er den horchenden Aeltern etwas zwey Mahl erzählen, die dann die Hände falteten, und mit nassen Augen zu einander sagten: »Gott hat unser Gebeth erhört, hat uns über unser Hoffen und

Erwarten erfreuet. O! wer auf Gott vertraut, hat wohl gebaut.«

Am Morgen stellte die Mutter eine Brühe von Nothmehl auf den Tisch. Joseph saß an seinem ehemahligen Platz, und aß so bescheiden und vergnügt von dieser Suppe, als wenn er allezeit daheim gewesen wäre. Fridolin sagte: »Mutter! warum habt Ihr für den Joseph nur eine so dünne Brühe gekocht?« Still! still!« antwortete ihm Joseph, Du mußt der Mutter nicht einreden; sie würde gewiß bessere Suppen machen, wenn sie die Sachen dazu hätte.« Die liebe Mutter bröckelte dann ihres und des Vaters Brot in die Brühe; Joseph ließ es den Kleinen, und begnügte sich mit der Brühe.

Die Aeltern hatten es in der Nacht ausgemacht, daß Joseph mit dem Vater zu dem Herrn Pfarrer gehen müsse, um ihm alles zu erzählen, und den Brief von der Herrschaft zu zeigen.

Als es nun zur Pfarrmesse läutete, ging der Vater mit dem Joseph in die Kirche, wo Joseph wie ein Engel kniete, und bald auf den Altar bald in das Meßbüchlein sah, welches ihm der Herr Caplan zum Zeichen des Fleißes und der Liebe schenkte. Nach dem Gottesdienste warteten die Kinder alle auf den Joseph, um ihn recht genau sehen zu können. Joseph redete so freundlich mit ihnen, und war um nichts verändert; er war noch immer der liebe, demüthige Nestelmachers Seppeli. Sobald der Vater winkte: »Seppeli, komm jetzt,« so gehorchte er auf's Wort.

Sie traten nun in's Pfarrhaus; der Vater wollte gleich mit der Thüre in's Haus hinein fallen, (wie man sagt) ohne vorher anzuklopfen. »Nicht, nicht! Vater!« sagte Joseph still zum Vater, »Ihr müßt zuerst anklopfen.« Als nun die Thür aufging, trat Joseph zuerst hinein, neigte sich ehrfurchtsvoll vor dem Herrn Pfarrer, ging noch näher auf ihn zu, und küßte ihm die Hand. Dann reichte ihm der Vater den Brief, den er selbst nicht lesen konnte; auch Joseph hatte das Geschriebene noch nicht lesen gelernt.

Der Herr Pfarrer war ganz erstaunt über den Inhalt des Briefes, und konnte ihn vor Freude fast nicht lesen. Joseph mußte nun dem Herrn Pfarrer Alles erzählen, wodurch er bis zu Thränen bewegt wurde. Joseph mußte auch bey dem Herrn Pfarrer zu Mittag speisen, und der Vater mußte über Mittag da bleiben und mithalten.

Joseph kam nun täglich zum Herrn Pfarrer, der an ihm die größte Freude hatte, und besonders über seine Fertigkeit im Lesen erstaunt war.

Der Herr Pfarrer ermunterte nun den schüchternen Vater, daß er den lieben Joseph selbst nach der Insel begleiten solle, und versprach, ihnen Briefe mitzugeben.

Am Tage der Abreise, nachdem Joseph und der Vater schon von den Ihrigen Abschied genommen hatten, mußten sie noch ein Mahl zum Herrn Pfarrer gehen, der ihnen an die Herrschaft folgenden Brief mitgab:

Hochzuverehrender, gnädiger Herr!

»Was mein Herz empfunden hat bey dem Anblick des frommen Josephs und Ihres theuren Schreibens, wird Ihnen Joseph und sein rechtschaffener Vater mündlich sagen. Ich kann nur danken, wenn ich an Sie und an die weise Vaterliebe unsers Gottes und Herrn gedenke, der ein so liebes Kind so würdigen Händen anvertrauet hat. Aber auch mich erfreuen, und Ihnen vom Herzen Glück wünschen, darf ich; denn der nähmliche, der Ihnen das Herz bewegte, daß Sie sich über den Knaben erbarmt haben, derselbe sprach auch: »Wer immer ein solches Kind in meinem Nahmen aufnimmt, der nimmt mich auf.« Joseph wird Ihnen gewiß nicht weniger Freude machen, als uns; denn er ist ein gutes Kind, und verdient auch eine gute Herrschaft, wie er an Ihnen eine solche gefunden. Der hagere und blasse Vater wird Ihnen mündlich besser sagen, als ich es schreiben kann, durch welche Prüfung uns der Herr heimgesucht hat. Er ist ein wahres Bild der Noth, die uns von allen Sei-

ten umgibt. Indem ich Ihnen, gnädiger Herr! gerührt danke für alles, was Sie an diesem Kinde thun, schließe ich mit dem segnenden Wunsche: Unser Heiland lasse Sie hören die Worte aus seinem holdseligen Munde:

»Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters! nehmet das Reich in Besitz, welches seit Grundlegung der Welt euch zubereitet ist.

Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet; ich bin ein Fremdling (Schweizer) gewesen, und ihr habt mich beherberget.«

Dieses wünscht mit Ihnen im Lande der Herrlichkeit anzuhören

Dero dankbarer Diener
N. N., Pfarrer.

M. Toggenburg, den 17. Heumonaths 1817.

Auch an den Herrn Caplan schrieb der Herr Pfarrer einen Brief folgenden Inhaltes:

Hochwürdiger Herr Caplan!

»Mein lieber Joseph, welcher Ihnen diese Zeilen der Liebe und des Dankes überreichen wird, sagte mir und seinen armen Aeltern so viel von Ihrer Liebe und Güte, die Sie ihm erwiesen, daß wir nicht anders können, als Ihnen vom Herzen danken. Unser Herr, der einst ein Kind umarmte, und sagte: »So viel ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan.« Dieser sey Ihr Lohn.

Um dieses bittet

Ihr gerührter Mitbruder und Mitpilger,
N. N., Pfarrer.

Zu M. im Toggenburg, den 17. Heumonaths 1817.

Der Herr Pfarrer nahm nun den Joseph freundlich bey der Hand; stellte ihm die Geschichte des ägyptischen Josephs, der seinem alten Vater und den eilf Brüder so viel Freude und Trost machte, nochmahls lebhaft vor Augen, und ertheilte darnach dem

knieenden und bethenden Joseph den priesterlichen Segen.

Fridolin begleitete den Joseph und den Vater noch eine Stunde weit, während die liebende Mutter zu Hause weinte und bethete.

Am dritten Tage, Abends, kamen sie auf der Insel an, wo sie gar freundlich und liebreich aufgenommen wurden. Alle im herrschaftlichen Hause hatten ihre Freude an Josephs armen, aber rechtschaffenen Vater; denn auch die Dienstbothen waren gut wie die Herrschaft. Sie waren so gern bey ihm, und hörten den Vater so gern in seiner einfältigen Toggenburger Mundart reden.

Josephs Vater wurde zum herrschaftlichen Tisch geladen, und Joseph mit ihm. »Weil der Vater jetzt hier ist,« sagte die edle Frau, »muß der Sohn auch bey uns seyn.« Der vornehme Herr fragte unter anderm den Vater: »Hat Euch der Joseph nichts heimgebracht?« — »Ja freylich,« antwortete der dankbare Vater, »Gott wolle es Euch tausendfach wieder geben! Brot und vier Sechspätzner und ein funkelneues Kleid.« — »Und sonst nichts?« fragte der Herr abermahl. »Habt Ihr im Bündel nicht noch mehrere Sechsbätzner und eine Scharlachweste vorgefunden?« — »Nein,« antwortete der Vater, »davon haben wir nichts gesehen.«

Josephs Angesicht ward so roth wie das Scharlachleiblein, von dem man redete, denn ihm kamen nun die Worte: »Habe Sorg zum Bündel, wenn Du irgendwo übernachtest, in den Sinn, welche die vornehme Frau sagte, als sie ihm den Bündel an den Rücken hängte. Der Herr, der Josephs Furcht gleich bemerkte, redete ihn überaus freundlich an, mit den Worten: »Joseph! hast Du auf dem Wege den Bündel nie aufgemacht?« — »Gar nie, gnädiger Herr!« antwortete Joseph mit seinem offenen Auge, das noch durch keine Lüge entstellt worden ist. — »Oder hast Du ihn etwa in der Stube liegen lassen, als Du einmahl im Stalle über-

nachtet hast?« — »Ja, ja!« sagte Joseph aufrichtig. — »Nun da wird man ihm den Sechspätzner und das Leibchen herausgenommen haben,« sprach der Herr. — »Ja, so wird es wohl gegangen seyn,« versetzte die vornehme Frau, ohne dem Joseph auch nur den geringsten Verweis zu geben; sie sagte vielmehr: »Joseph! wir glauben Deinen Worten; sey nur guten Muthes, Dein Vater wird schon wieder ein Leibchen bekommen,« — »und noch etwas in die Tasche,« fiel der Herr ein.

Die Herrschaft war so herablassend und huldreich, daß der Vater ganz redselig wurde.

Der Vater muß der Frau und den Kindern noch oft davon erzählen. Wie oft wiederholte er zu Haus, daß ihn die Liebe dieser Herrschaft mehr erfreut hätte, als die vielen vornehmen Speisen und der gute Wein, den er genossen.

Nach dem langen Nachtessen mußte der Kutscher den Joseph in die Schlafkammer abholen. Der Vater blieb noch länger bey der Herrschaft, die ihn nun fragte, ob er ihnen den Joseph zurücklassen wolle? »Gern, gern,« antwortete freudig der Vater, »so lieb er mir auch ist; denn ich sehe wohl, daß er hier an Leib und Seele versorget wird. Wenn er nur gut bleibt, was ich aber hoffe, und mit Frau und Kindern von Gott erbethen will.« — »Vater!« sagte der Herr weiter, »wenn unser alte, treue Jacob früher oder später sterben sollte, so muß denn Euer Joseph unser Kutscher werden, denn wir hätten gern wieder einen treuen Menschen. Ich will Eure Stelle vertreten an Eurem Joseph;« — »und ich die die Stelle der Mutter,« versetzte die vornehme Frau, »so lang ich lebe. Und wenn es einmahl zum Sterben kommt, so wollen wir schon für die Aussteuer sorgen, wenn er anders fromm und fleißig seyn und bleiben wird; das versprechen wir Euch in die Hand.« Der Herr drückte nun dem gerührten Vater die Hand. »Kommt recht oft zu uns auf die Insel, und bringet

die Mutter auch mit, damit sie auf eine Zeitlang ihrer Noth und ihres Elendes vergessen kann.«

»Saget aber dem Joseph von obigem Versprechen kein Wort, damit er fortlerne, nur auf Gott, nicht auf Menschen zu trauen.«

Nach drey Tagen bekam der Vater eine neue Kleidung vom Kopf bis zu den Füßen. Was doch Joseph für eine Freude hatte, da er sah, wie gütig die Herrschaft auch gegen seinen Vater war. Vor der Abreise beschenkte ihn die Herrschaft mit so mancherley Dingen, daß er sie fast nicht packen konnte. Als ihm beym Abschied der Herr noch ein Stück Geld in die Hände drückte, sagte er dazu: »Kommet bald wieder und holet mehr.« Darauf nahm er von der Herrschaft Abschied, die ihn selber die krumme, lange Stiege hinab begleitete, und die Worte öfters wiederholte: »Gott sey mit Euch und mit denen zu Hause, die uns bald besuchen sollen.«

Joseph und der Kutscher begleiteten den Vater bis an's Wasser, wohin ein Knecht ihm den großen Sack nachtrug. Nun wandte sich der Vater zu Joseph, und sprach: »Ich bitte und beschwöre Dich, sey und bleib mein guter Joseph.« Mehr konnte der gerührte Vater nicht sagen. Er zeichnete ihm nach christlicher Väter Weise ein Kreuz auf die Stirne, und stieg in's Schiff. Joseph sah dem Vater über's Wasser nach, bis ihn ein kleiner Hügel seinen weinenden Augen verbarg.

Die genossene Liebe stärkte den guten, alten Vater auf seiner Reise. Die Mutter und die Kindlein zählten alle Stunden, und fragten einander: »Wird der Vater bald kommen, wie viel wird er doch erzählen können vom Seppeli,« u. s. w. Endlich kam der Vater wohl bewahrt in seiner Hütte bey den lieben Seinen an. Sein Wort, als sie von Joseph fragten, war: »Der liebe Gott brachte den ägyptischen Joseph von der Verstossung auf den Thron; unsern Joseph führte er aus Noth und Elend in die schönste Versorgung an Seele und Leib.«

Darauf erzählte er der bewegten Mutter alles, was er bey der guten Herrschaft genossen und gehört habe; wie liebreich und herablassend der vornehme Herr und seine Frau gegen ihn gewesen seyen; wie sie versprochen hätten, für den Seppeli auf immer zu sorgen; wie sie ihn eingeladen hätten, und wie sie vielmahl gesagt hätten, daß auch die Mutter kommen solle u. s. w.

Nach neun Wochen wanderte der Vater schon wieder nach der Insel, und wurde wieder mit Wohlthaten überhäuft nach Hause gelassen. In den ersten Wochen dieses Jahrs kam auch die Mutter nach der Insel Reichenau. Die vornehme Frau nahm sie mit Freuden auf, bezeigte ihre Ehre, und gab sich mit dieser armen Bauersfrau ab, als wenn sie eine edle Dame gewesen wäre.

* * *

So erhört Gott das Gebeth der Frommen. Gott leitete den kleinen Joseph zu der christlichen Herrschaft nach R., und sendete durch ihn, wie einst durch den ägyptischen Joseph, seinen Aeltern und Geschwistern Speise und Trost.

2.

Die Holzlese, oder: Die Kraft der Liebe.

Zwey Knaben, die Söhne armer Aeltern, gingen an einem Herbsttage in den Wald, dürre Reiser zu sammeln. Der eine, ein Sohn einer frommen Witwe, hieß Erhard, der andere, Matthias, hatte eine harte Stiefmutter, die oftmahls auch mit dem Vater in Unfrieden lebte.

Als die Knaben in den Wald kamen, beschlossen sie, auch gemeinsam wieder nach Hause zu gehen, und trennten sich, um dürre Reiser zu suchen. Erhard sammelte emsig, und wo er einen verdorrten Ast auf einem Baume sah, kletterte er hinauf, und

brach den Ast ab. In kurzer Zeit hatte er ein schweres Bündel bereitet, und schnürte es fest zusammen.

Darauf lief er nach der andern Seite, und rief seinem Gefährten. Dieser antwortete aus der Tiefe des Waldes; und als Erhard hinzu lief, fand er ihn zwischen den Nußsträuchen. Als Erhard ihn sah, sprach er zu ihm: »Komm jetzt zur Heimath. Wo hast Du Dein Bündel?« Aber Matthias antwortete, »Wie? Bist Du schon fertig? Ich habe noch nichts gefunden.«

Da wunderte sich Erhard, und als er vernahm, daß er nach Nüssen gesucht habe, sprach Erhard: »Komm, ich will Dir sammeln helfen, die Mutter harret meiner; sonst können wir nicht zusammen gehen.«

Da zog Matthias ein krummes Messer hervor, und sah umher, ob er auch jemand gewahre. Erhard aber fragte: »Was willst Du beginnen?« Da antwortete jener: »Sammle Du nur einige trockene Reiser, die ich auswärts um das Holz lege, für das Innere will ich schon sorgen.« Darauf wollte er eine junge Eiche mit seinem Messer abschneiden.

Da erschrak Erhard, und rief: »Behüthe Dich Gott, daß Du solches thust an den jungen Bäumchen. Das wäre ja eine Schande und Sünde. Und wenn der Forstmeister solches erfährt, so verbiethet er allen, Holz zu lesen, und Du wärest Schuld, daß alle arme Leute im Winter das Holzen entbehrten. Da sey Gott vor, daß wir ein solches Uebel thun! Warte nur ein wenig, ich will schon Rath schaffen!«

Da sah Erhard sich um, und entdeckte eine alte Eiche mit vielen abgestorbenen Zweigen, und kletterte hinauf, wie ein Eichhorn, und brach die dürren Zweige herunter. Matthias aber erstaunte.

Ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatten sie Holzes genug, und Erhard machte ein Bündel, und trug es dahin, wo er das seinige hatte, und stellte es hin, und sprach zu Matthias: »Nun nimm es auf Deine Schulter.«

Aber Matthias sprach: »Gib mir lieber das andere: denn es ist kleiner und leichter.« Da lachte Erhard, und sagte: »Du bist doch größer und stärker als ich; aber wie Du willst.«

So nahmen sie die Bündel, und gingen. Aber Matthias keuchte sehr und klagte, und ehe sie aus dem Walde waren, bath er Erhard, daß sie sich ausruhen möchten; denn er war sehr matt. Und wo ein Nußstrauch stand, wollte er hinan, zu sehen, ob einige Nüsse darauf wären. Aber Erhard hielt ihn ab, und sagte: »Ich muß zu meiner Mutter.«

Als sie aber auf der Landstraße eine Strecke gegangen waren, wurde Matthias unwillig, warf das Bündel zur Erde und rief: »Du hast es zu schwer gemacht,« und zog einige Stäbe heraus, und sprach: »Mag dieses nehmen, wer Lust hat.« Erhard aber hob sie auf, und nahm sie zu den seinigen. »Ich will sie Dir tragen,« sagte er, »bis vor die Stadt.«

Da erstaunte Matthias über die Güte und Kraft seines Gefährten, und sah ihn an und sprach: »Wer lehrt Dir alles dieses, und was gibt Dir solche Stärke?«

Erhard antwortete: »Die Liebe meiner Mutter.« Matthias aber seufzte und stöhnte.

3.

Geschichte eines alten Mannes, welcher lernte, warum er in der Welt war.

Bertram, der arme Bettelknabe, war nun sechszehn Jahre alt, als er an einem langen Sommertage gegen Abend, einen hohen Bergrücken herabwandelte, um unten im Dörfchen sein Abendbrot zusammen zu betteln, und dann irgendwo in einer Scheuer sein Nachtlager zu suchen. Er hatte noch nie darüber nachgedacht, ob, und wie dem lieben Gott seine Lebensart gefiel? aber ich weiß auch nicht einmahl, ob er irgend etwas vom lieben Gott wuß-

te. Die jubelnden Sänger des Waldes, die prächtig untergehende Sonne, und alle Reize der Natur machten bey weitem nicht den Eindruck auf ihn, als wenn ihm eine gutmüthige Bäuerinn ein Schüsselchen saure Milch mit einem Stück Brot an die Thüre reichte.

Ohne etwas zu denken, oder sich um etwas zu bekümmern, kam er in das Dörfchen, wo ein eisgrauer alter Mann vor der Thüre saß, und sich in seinem schönen Gegenbilde, der untergehenden Sonne, wärmte. Bertram kam zu dem Patriarchen, und mechanisch, ohne etwas dabey zu denken, sagte er: »Gebt mir doch etwas, um Gotteswillen!« Der Alte sah ihn eine Weile durchdringend an, dann antwortete er: »Geh, ich gebe Dir nichts; Du bist gesund und stark, Du mußt arbeiten und Dein Brot ehrlich verdienen.« Bertram versetzte: »Ach lieber, alter Vater! gern wollte ich etwas lernen und arbeiten, aber keiner gibt mir etwas zu thun, und keiner lehrt mich etwas.«

Der Greis bedachte sich ein wenig, und sagte zu sich selbst: »Es ist doch auch wahr, was der Junge da sagt; ein Jeder wirft ihm vor, er soll arbeiten, und er kann nicht arbeiten, auch will ihn keiner nehmen und anführen. »Setz Dich da, Junge!« sprach er zu Bertram, und rief dann seiner Tochter, welche Frau im Hause war, zu, sie sollte dem armen Knaben ein Butterbrot geben; der Knabe setzte sich und aß es mit Appetit. Während der Zeit dachte der Alte darüber nach, warum doch der liebe Gott so wunderlich mit den Menschen verführe? — Dieser gesunde, wackere Jüngling habe nichts in der Welt zu thun, er könne wohl entbehrt werden, und sey überflüssig; dagegen viele andere Menschen, die so nöthig wären, stürben von unerzogenen Kindern weg, oder wären kränklich und zu ihrem Berufe unfähig. Der gute Alte hätte fast gestrauchelt wie Asaph, und den lieben Gott gemeistert.

Indessen hatte Bertram sein Butterbrot ge-

gessen, und nun fiel ihm ein, er wolle noch eine halbe Stunde weiter in ein Dorf gehen, wo er ein besseres Nachtlager zu finden hoffte, als hier. Indem er nun so längs der Straße fortwandelte, kam er bald an einen Wald. Vorn an der Ecke saß neben dem Wege ein armer, alter Mann, welcher weinte und bethete. Bertram sah das, es ging ihm an's Herz, er trat zu ihm, und sah nun, daß der alte arme Mann blind war. Was weint Ihr, alter Vater?« fragte er. »Ach!« sagte der Alte, »ich bin ein armer, blinder Mann; ich hatte einen Buben, der mich leitete, und der ist mir vorhin entlaufen. Da sitze ich nun, und weiß mir nicht zu helfen.«

Bertram freute sich; er dachte, den Mann willst Du führen, dann wirft Dir Niemand mehr das Arbeiten vor. »Guter Alter,« sagte er, »ich bin auch ein Bettelknabe, ich will Euch führen, und Euch nicht entlaufen.« Der Blinde kniete nieder auf dem Rasen, und sagte: »Ich danke Dir, lieber Vater im Himmel, daß Du mich erhört hast!« Bertram sah und hörte das, es wunderte ihn, mit wem der Alte da reden möchte; von seinem Vater wußte er nichts, und seine Mutter hatte er im sechsten Jahre verloren. Er hatte zwar von Gott gehört, auch wohl gesehen, daß die Leute Morgens und Abends, und vor dem Essen und nach dem Essen die Hüte oder Mützen abnehmen, die Hände falteten und viele Worte sagten, er wußte auch, daß dieses Bethen hieß, aber so Bethen, wie da der Blinde, das hatte er nie weder gesehen noch gehört.

Er nahm nun den Alten am Rock, ging vor ihm her, und führte ihn dem Dorfe zu, woher er gekommen war; denn da wollte der Blinde hin. So wie sie gingen, fragte ihn Bertram, was er da gesagt habe, als er gekniet hätte? Der alte Leonhard erstaunte über diese Frage. Er erkundigte sich nach Bertram's Alter, wo er her wäre, und wie er gelebt habe, und er hörte nun Alles. Jetzt konnte er es begreifen, woher es kä-

me, daß Bertram von Gott und seinem Worte nichts wußte, er sagte also: »Mein Sohn Bertram! Du bist doch bey Deiner Armuth recht glücklich, daß Du nicht in schlechte Hände, sondern zu mir gekommen bist; denn jetzt will ich Dich lehren, wie Du auch nach Deinem Tode ewig glücklich werden kannst.«

Bertram freute sich, das zu hören; denn er war im Grunde ein guter Junge, nur mangelte es ihm an einer guten Erziehung. Er kam also mit seinem alten Blinden wieder in's Dorf; der alte Greis saß noch vor seiner Thür, und sah die beyden daher kommen; der Knabe lächelte ihn an, und sagte: »Da bin ich wieder.« Der Alte aber dachte weiter; er war noch am Grübeln, wie es doch käme, daß unser lieber Herrgott Leute, die zu nichts zu brauchen seyen, in der Welt leben ließe, und dagegen so viele nützliche und nöthige Leute sterben müßten. Jetzt fiel ihm ein: »Sieh da, da braucht ja unser lieber Herrgott den armen Jungen dem Blinden zum Leiter, ist das nun nicht Berufs genug? Ist's nicht genug, daß er einen Menschen ernährt?« Nun schämte sich der Alte seines schnellen und kurzsichtigen Urtheiles, und war begierig zu wissen, wie Bertram zu dem blinden Manne gekommen war; er rief ihn also zu sich, gab ihm ein Almosen, und fragte: »Wo er den blinden Mann gefunden habe?« Bertram erzählte ihm alles, und der Blinde fügte noch hinzu: er sey von seinem Führer verlassen worden, er habe einsam da gesessen, und zu Gott gebethet und geweint, da habe ihn der liebe Gott erhört, und ihm den Knaben Bertram zugeführt.

Der alte Paul hörte den blinden Mann so fromm reden; das gefiel ihm, er fing also ein Gespräch mit ihm an, und hieß ihn bey sich sitzen, und Bertram auch; sie saßen unter einer Linde auf einer steinernen Bank. »Nun erzählet mir,« sagte Paul, »Eure Geschichte; der Knabe da, der Euch führte, war vorhin hier und bettelte, und ich hatte so meine

Gedanken darüber, warum doch der liebe Gott die armen Leute in der Welt leben ließ, da sie sowohl zu entbehren wären, und so viele nützliche und wohlthätige Menschen ließ er sterben — das Ding konnte ich nicht begreifen, darüber geht der Knabe weg, und indem ich so nachdachte, siehe, da kommt er, und ist Euer Führer geworden, da schlug mir das Herz, und ich dachte: Da sieht man doch, daß der Knabe auch einen wichtigen Beruf haben kann.« Der alte Leonhard lächelte, reichte Paul die Hand und sprach:

»Gott sey gelobt, lieber Freund! daß ich doch einmahl einen Mann gefunden habe, der herzlich an Gott denket, und mit dem man ein gutes Wort reden kann; ich glaube auch, daß es Gott so gefügt habe, daß ich zu Euch kommen mußte, damit ich Euch das, was ich erfahren habe, erzählen könne. Ich habe eben so gedacht, wie Ihr, aber ich habe es gelernt, warum ich in der Welt bin. Nun hört mir zu, ich will Euch erzählen, wie es mir ergangen ist.«

»Mein Vater war ein Schreiner auf einem Dorfe, der ordentlich sein Brot hatte, auch sonst ein guter Mann war. Meine selige Mutter war ebenfalls eine kreuzbrave Frau, sie war aber kränklich; ich war ihr erstes und einziges Kind, sie wurde dann drey Jahre bettlägerig, und starb an der Auszehrung; ich war immer um sie, und wartete ihr auf; auch ich war schwächlich, und voller Flüsse, doch war mir diese Zeit sehr nützlich; denn meine selige Mutter sprach immer vom Christenthume mit mir, und pflanzte wahre Gottseligkeit in mein Herz; sie starb auch so freundig und so voll innigen Vertrauens zu ihrem Herrn und Heilande, als wenn sie zur Hochzeit gegangen wäre.«

»Ich blieb noch immer kränklich, so daß ich fast beständig das Bett hüthen mußte. Ein Jahr nachher heirathete mein Vater wieder, und beging da den Fehler, daß er auf Geld und Gut sahe; er bekam auch eine reiche Frau, aber sie wußte es auch, daß sie reich war, und ließ es ihm täglich bitter fühlen; sie machte ihm das Leben so schwer, daß er es kaum ertragen

konnte. Kaum bekam ich so viel Brot, daß ich den Hunger stillen konnte.«

»So lag ich nun die liebe lange Zeit auf dem Bette, und flehte zu Gott um meine Auflösung, aber Er erhörte mich nicht. Endlich fing ich an, wider Gott zu murren, und mich zu beklagen, daß er mir so eine Stiefmutter gegeben habe. Ich konnte nicht begreifen, warum ich in der Welt wäre, da ich nichts darin zu thun hätte.«

»Nun hatte meine selige Mutter einen Bruder, der ein Schuhmacher war, er war viel jünger als sie, hatte auf seinem Handwerke gewandert, und kam nun wieder, als ich schon drey Jahre von meiner Stiefmutter geplagt worden war; er war dreyßig Jahre alt, und wollte sich nun auf sein Handwerk setzen. Dieser besuchte uns und sah bald was zu thun war, er kam zu mir und ich mußte ihm alles erzählen. Ich konnte es auch nicht lassen, ich mußte ihm sagen, daß ich mit dem lieben Gott übel zufrieden sey, weil Er mich nicht von der Welt nähme, da ich doch auf derselben nicht zu brauchen wäre. Mein Oheim aber verstand es besser, er antwortete mir: Du versündigst Dich sehr, Vetter Leonhard! Wie kannst Du wissen, warum Du auf der Welt bist, und wozu Dich unser Herr-Gott noch brauchen will? Durch Deine lange Kränklichkeit wirst Du in der Geduld geübt; da lernst Du besser Gott dienen, und Deiner Stiefmutter dienst Du zur Probe; sie versündigt sich jetzt an Dir, aber sie wird noch zur Erkenntniß kommen, und sich vielleicht auch noch bekehren. Dein Vater aber muß dieß selbst gewählte Kreuz tragen, weil er nach Reichthum und nicht nach Tugend getrachtet hat; ich will aber dem Dinge eine Ende machen, Dich zu mir nehmen und verpflegen, und versuchen, ob Du nicht curirt werden kannst.«

»Das gefiel mir so wohl, daß ich vor Freude weinte; mein Oheim machte meiner Mutter keine Vorwürfe, er sprach nur mit ihr und meinem Vater wegen meiner, und sie waren Beyde wohl zufrieden

daß er mich zu sich nahm; es währte auch nicht lange, so holte er mich ab.«

»Sobald ich bey ihm war, befand ich mich besser, er hatte eine brave Frau geheirathet, ich wurde ordentlich verpflegt, brauchte Arzeneyen, und in einem halben Jahre konnte ich anfangen, bey meinem Oheim das Schuhmacher-Handwerk zu lernen.«

»Mein Vater ertrug indessen sein Hauskreuz nicht lange, er bekam die Auszehrung und starb. Meine Stiefmutter heirathete wieder, und nun vergalt ihr Mann ihr alles doppelt, was sie an uns verschuldet hatte, er schlug sie täglich; wenn er betrunken nach Hause kam, mußte sie wie ein Hund zu Füßen liegen, dann trat und mißhandelte er sie; auch durfte sie sich nicht satt essen, daß er es gewahr wurde. Jetzt kam sie zu uns, sie klagte uns mit rothgeweinten Augen ihre Noth, und wir machten ihr keine Vorwürfe, denn sie fühlte selbst mit schmerzlicher Reue, daß sie sich gegen mich und meinen Vater schwer versündigt hatte, jetzt war ich ihr größter Trost.«

»Endlich, da ich mein Handwerk sehr wohl verstand, verhalf mir mein Oheim auch zu einer braven Frau. Ich heirathete ein Mädchen, das weder Vater noch Mutter, aber ein Haus, ein wenig Güter, und etwas Geld hatte; dabey war sie recht fromm und brav, sie willigte gern in meinen Wunsch, daß wir meine Stiefmutter zu uns nehmen wollten, ich ging also hin und holte sie ab. Es war aber auch hohe Zeit, denn ihr Mann hatte alles durchgebracht, und sie waren nun blutarm, die arme Frau war durch die vielen Schläge und Stösse so kränklich geworden, daß sie bey uns drey Jahre zu Bette lag, und endlich starb. Wir ließen sie ihr Unrecht nicht entgelten, sondern wir pflegten sie so gut wir konnten.«

»Während dieser Zeit fühlte ich wieder, wozu ich in der Welt war, nähmlich: denen Gutes zu thun, die mir Uebels gethan hatten. Das hätte ich aber nicht gekonnt, wenn ich in meiner Jugend nicht selbst gedrückt worden wäre.«

»Nach dem Tode meiner Stiefmutter lebten wir ruhig, es ging uns recht wohl, wir hatten fünf Kinder, und wir glaubten, es würde nun immer so fort gehen. Mein ältester Sohn lernte auch mein Handwerk, und ich sah gerne, daß er auf die Wanderschaft ging, er reiste auch fort, schrieb mir die ersten Jahre einige Mahl, aber ich habe leider in achtzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört und gesehen, er soll auf die See gegangen seyn.«

»Die mittelsten drey Kinder starben innerhalb einem Jahre an der rothen Ruhr. Dann wurde meine Frau auch kränklich; ich mußte alles, was ich hatte, an die Aerzte wenden, und mein Hauswesen ging allmählig hinter sich; ich konnte nicht viel arbeiten, denn ich mußte meiner kranken Frau auswarten, und so wurde ich bald auch arm.«

»Wie ernstlich ich während der Krankheit meiner Frau gebethet habe, der liebe Gott möchte sie mir doch am Leben lassen, das könnt Ihr nicht glauben, aber Er erhörte mich nicht. Genug, meine Frau starb, und hinterließ mir ein Kind von anderthalb Jahren.«

»Nun fing ich wieder an zu arbeiten; aber nun spürte ich, daß meine Augen immer dunkler wurden, ich fragte einen geschickten Wundarzt um Rath, und dieser sagte mir, ich hätte den grauen Staar. Ich erschrak, als wenn mich Jemand vor den Kopf geschlagen hätte, aber was half's? Binnen einem halben Jahre war ich ganz blind. Meine Habe, Haus und Gut wurde jetzt völlig verzehrt, und nun freute ich mich, daß meine Frau todt war, und nicht mit mir zu betteln brauchte; mein Kind wurde in's Hospital gebracht, und darin erzogen. Dieß Mädchen ist recht brav, sie dient jetzt bey ehrlichen Leuten, und hat gut haushalten gelernt.«

»Wie hart mich das Betteln ankam, könnt Ihr leicht denken, allein ich mußte. Ich bethete wieder, unser Herr-Gott möchte mich doch aus dieser Welt nehmen, denn ich wäre da nichts mehr nütze; aber

Er erhörte mein Flehen nicht, und ich lernte auch da einsehen: Warum?« —

»Anfänglich konnte ich noch so viel sehen, daß ich allein gehen konnte; allein endlich war mir auch das nicht mehr möglich.«

»Nun wünschte ich einen armen Knaben zu haben, der mich führte, und da ging es mir ganz sonderbar.«

»Lange konnte ich keinen solchen Knaben finden, endlich hörte ich von einem Diebe, der hingerichtet werden sollte, welcher ein Paar Knaben hätte, die bettelten. Nun fiel mir ein, solche Kinder seyen in der Welt verlassen, und würden gescheuet und verachtet; ich wollte also die Kinder annehmen, sie mit mir herum führen, und in allem Guten unterrichten. Ich ging zu einem braven Manne, von dem ich wußte, daß er mir helfen würde, und entdeckte ihm mein Vorhaben. Der gute Mann lobte mich, gab sich Mühe, die Kinder aufzusuchen, fand sie, und brachte mir Beyde.«

»Als ich die Knaben hatte, ließ ich sie nicht von mir, einen Tag mußte mich der Johann, den andern der Jacob führen. Ich unterwies sie so gut ich's vermochte, in der heiligen Religion, und leitete sie zur Tugend und Rechtschaffenheit an, und Gott segnete mein schwaches Vorhaben, es wurden zwey wackere Burschen. Ich hatte sie vier Jahre bey mir, da vermiethete ich den Einen zum Hirten in ein Dorf, er führte sich gut auf, kam nachher als Knecht zu einem Bauer, versorgte sich endlich, und ist jetzt ein rechtschaffener Mann, der sich redlich nährt. Der Andere blieb noch ein Jahr bey mir, dann vermiethete ich ihn auch bey einem Bauer, und auch er führt sich brav und gut auf.«

»Hierauf bekam ich den letzten Buben, der wollte aber nicht gut thun; ich hatte ihn auf der Straße gefunden, und es war kein gutes Haar an ihm. Wenn nun mein Bertram da fromm und treu seyn will, so kann auch er brav und glücklich werden.« — Ber-

tram hatte diese Erzählung recht aufmerksam angehört, er weinte auch bisweilen dazwischen, und fragte den alten blinden Leonhard: — Ob er ihn wohl dürfe Vater nennen? — »Ja,« antwortete Leonhard, »das darfst Du, ich will Dein Vater seyn und bleiben.«

Der alte Paul hatte ebenfalls mit Verwunderung zugehört; nun fing er an: »Hört, guter alter Leonhard! Wo seyd Ihr her?« er antwortete, »von Diesburg, sechs Stunden von hier.«

»Wo haltet Ihr Euch denn des Winters auf?« »Der liebe Gott bescheert mir immer ein Plätzchen, bald hier, bald da, sonst geht's mir wie unsern lieben Heiland, ich habe keinen eigenen Ort, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.«

Der alte Paul ging in's Haus, und sprach mit seiner Tochter und mit seinem Schwiegersohn, diese ließen sich bereden; man gab dem blinden Leonhard mit seinem Knaben eine Kammer und ein Bette, worin sie Beyde schlafen konnten. Leonhard schaute mit Augen voll Thränen gen Himmel, dankte Gott und dem guten Paul, und bezog nun seine neue Wohnung.

Nicht lange hatte Leonhard bey Paul und seinen Kindern gewohnt, als ihn diese gar nicht mehr entbehren konnten. Denn sein Umgang war ausnehmend gefällig und erbaulich; auch konnte er noch manches thun, womit er den guten Leuten zu Hilfe kam. Auch Bertram leistete, wenn er seinen Blinden nicht zu führen brauchte, gute Dienste.

Dieß mochte etwa ein Jahr gewährt haben, als auf einmahl in allen Kirchen der Gegend abgelesen wurde: Wer da wüßte, wo sich der blinde Leonhard aufhielte, der sollte es zu Diesburg bey dem Amtmann melden. — Der alte Paul war gerade in der Kirche, er wunderte sich, was das wohl bedeuten möchte. Er konnte unmöglich glauben, der alte Blinde möchte irgendwo ein Verbrechen begangen haben. Zu Hause erzählte

er es Leonhard, dieser erstaunte auch, aber er blieb ruhig, und bath Paul's Schwiegersohn, doch nach Diesburg zu gehen, und sich zu erkundigen, warum man ihn aufsuche, da er selbst jetzt nicht so weit gehen könnte? Doch dazu kam's nicht, denn nach dem Mittagsessen, als sie alle in der Stube beysammen saßen, und Paul eben im Begriffe war, aus der biblischen Geschichte etwas vorzulesen, kam ein vornehmer Herr vor die Hausthüre geritten, er stieg schleunig ab, und kam in die Stube. Er sah den alten Leonhard starr an und ging auf ihn zu. Doch bedachte er sich wieder, und setzte sich hin. Paul und seine Leute verwunderten sich sehr. Der alte Leonhard hatte von der Ankunft des vornehmen Herrn gehört, er hielt sich aber still und sagte kein Wort. Nun fing der Fremde an: »Seyd Ihr der Schuhmacher Leonhard, der in Diesburg gewohnt hat?« — »Ja!« antwortete der Blinde. — »Habt Ihr nicht einen Sohn gehabt, der vor zwanzig Jahren in die Fremde gegangen ist?« — Leonhard versetzte: »Leider ja! allein ich habe achtzehn Jahre nichts mehr von ihm gehört.« Dem Fremden liefen die Thränen die Wangen herab; er fragte ferner: »Wie habt Ihr denn die Zeit her gelebt? guter, alter Vater!« — Leonhard erwiederte: »Ich habe mein Brot leider vor den Thüren suchen müssen, und doch hat mich der liebe Gott gnädig erhalten, so daß ich nicht klagen kann.« Der Fremde weinte noch mehr, und fuhr, nachdem er sich gefaßt hatte, fort: »Ich habe wohl gehört, daß Ihr ein frommer, braver Mann seyd, allein jetzt hat auch all Euer Elend ein Ende, denn Euer Sohn hat sich wieder gefunden, er ist ein reicher Mann, ich soll Euch von ihm grüßen.« —

Leonhard wurde ganz bestürzt und blaß vor Freude; er stand auf, als wenn er fort wollte, tappte mit den Händen, wußte aber nicht wohin. Der fremde Herr konnte sich aber nicht mehr halten, er lief auf den Alten zu, fiel ihm um den Hals, rief, weinte laut und sagte: »Ich bin Euer verlorner Sohn, lieb-

ster Vater! Ich bin Euer verlorner Jacob!« Der Alte klammerte sich an seinen Jacob an, weinte schluchzend und dankte Gott. Auch der alte Paul und seine Leute weinten, Bertram aber lachte in reinster Freude.

Nachdem dieser rührende Willkomm ein Ende hatte, fing der Alte an, nach tausend Sachen zu fragen; Jacob aber erzählte ihm, wie er vor achtzehn Jahren von Seelenverkäufern sey weggenommen, und auf die See verkauft worden, was er da alles ausgestanden, wie er hernach in Ostindien glücklich geworden sey, und eine Frau mit fünfzig tausend Gulden geheirathet habe, und nun mit ihr in Amsterdam wohne, und jetzt hierher gereist sey, seinen Vater und seine Freunde aufzusuchen, und sie auch glücklich zu machen.

Darauf nahm der Sohn den Vater mit, und ließ ihn in einer Calesche nach Diesburg fahren. Bertram weinte bittere Thränen, als aber Jacob hörte, daß er ein braver, treuer Knabe sey, der seinem Vater redlich gedient habe, so nahm er ihn auch mit, und versprach ihm, wenn er sich gut aufführen würde, so wollte er ihn auch glücklich machen.

Als der alte Leonhard aus Paul's Hause wegging, weinten Alle. Paul drückte Leonhard die Hand und sagte: »In der Ewigkeit sehen wir uns wieder! — »Ja,« antwortete Leonhard, »wer christlich gelebt hat, der kann sich darauf freuen; aber jetzt möchte ich wissen, wozu mich der liebe Gott ferner brauchen wird.« Paul fuhr fort: »Darum bekümmert Euch nun nicht mehr; habt Ihr als blinder Bettler so viel Gutes gestiftet, wie vielmehr werdet Ihr es können, wenn Euch unser Herr-Gott glücklich macht.« Jacob versprach ihm, Gelegenheit genug zu geben, Gutes zu wirken; er und sein Vater reisten nun ab, und nahmen Bertram mit. — Jacob kaufte in Diesburg ein Haus mit einem Garten, und spendete es seinem Vater. Dann versprach er ihm jährlich eine Summe Geldes zu schicken, mit

der er zum Besten der Menschen schalten und walten könnte; Bertram aber mußte fleißig in die Schule gehen, damit er etwas lernen, und man ihn mit der Zeit brauchen könnte; dann nahm Leonhard seine Tochter zu sich, die seine Haushaltung besorgte.

Jetzt aber drückte den Alten seine Blindheit doppelt; er hätte doch auch seinen Sohn gerne gesehen. Dafür aber hatte dieser schon gesorgt; denn da er am grauen Staar erblindet war, so wurde ein geschickter Mann verschrieben, der ihn glücklich operirte.

Jetzt war der alte Leonhard vollkommen glücklich. Sein Sohn reiste nach Holland zurück, und schickte jährlich die versprochene Summe, wofür Leonhard Baumwolle kaufte, und eine große Spinnerey anlegte, wodurch er der Wohlthäter der ganzen Gegend ward. Nun wurde aber auch Paul mit seiner Familie nicht vergessen. — Er hatte nur ein kleines Gütchen, dieß mußte er verkaufen; dann schenkte ihm Leonhard nahe bey Diesburg ein größeres, wohin der fromme Alte sofort mit seinen Kindern zog. Die beyden Patriarchen besuchten sich oft, und lobten Gott für seine heiligen Führungen. Paul starb zuerst; Leonhard betrauerte ihn brüderlich.

Mit der Zeit wurde Bertram sein Gehilfe, Gatte seiner Tochter, und nach seinem Tode Erbe des Hauses und der Spinnerey, mit welcher er nun auch die Weberey verband, und als ein frommer und wohlthätiger Mann lebte und starb.

4.

Alfred.

In alter Zeit wohnte an den Ufern des Ruhr-Stromes ein rauhes und wildes Volk. Es bethete grausame Götzen an, und lebte gleich den Thieren des Feldes. Das Land selbst aber war eine Wildniß, voll verderblicher Sümpfe, oder bedeckt mit verworrenem Gesträuch und schädlichem Unkraut. Nur der Kampf

mit den wilden Thieren, oder der rohen Menschen unter einander, erscholl in der stummen Einöde.

Da kam ein Mann aus der Ferne, und trat auf die Höhe des Landes, und schauete umher, und ihn jammerte des traurigen Anblicks. Denn er war ein Mann von edelm Sinne, gleich den Aposteln, auf welchen der Geist des Herrn ruhete. Und er nannte sich Alfred; denn er sprach: »Ich möchte gern aller Welt den Frieden Gottes bringen.«

Also trat er zu den wilden Bewohnern des Landes, und sie empfingen ihn mit Vertrauen und Ehrfurcht. Denn er war ernst und freundlich, und der Geist des Herrn war mit ihm.

Nun lehrte er sie die Sümpfe und das Gesträuch ausrotten, und den Acker bauen, und gab ihnen Korn zu säen, und pflanzte fruchtragende Bäume. Also erneuerte Alfred die Gestalt des Landes, und die Wildniß wurde wie ein blühender, lieblicher Garten.

Als nun eines Tages das Völkchen auf der Anhöhe um Alfred versammelt war, da erstaunten sie über alle diese Schönheit des Landes und dessen liebliche Gestalt und Ordnung, und sie frohlockten und wollten Alfred anbethen, und sprachen: »Du bist unser Gott! Du bist vom Himmel zu uns gekommen! Wozu sollten uns die stummen Götzen!«

Da lächelte Alfred, und sprach: »Wohl möget Ihr Euch der Schönheit Eures Landes freuen; aber nun führt Euch das Gefühl des Schönen zur Erkenntniß der Wahrheit.« Und Alfred redete zu ihnen von der ewigen Liebe Gottes des himmlischen Vaters, und von Jesus Christus, dem Heiland und Herrn, und von dem ewigen Leben. So unterwies er einen jeglichen; und alle, so ihn hörten, nahmen es zu Herzen, und thaten ihre Götzen ab, und glaubten der Wahrheit.

Nach einiger Zeit kamen sie wieder zu Alfred, und sprachen: »Du hast uns das Höchste und Beste gegeben, wie sollen wir Dir dafür danken?«

Da sprach Alfred: »Danket dem Vater, der

mich zu Euch gesendet. So wie Euer Land, durch Euren Fleiß veredelt, jetzt in mancherley Blüthen und Früchten Euch dankbar erfreut; so werdet nun selbst ein Acker Gottes, und bringet Früchte des Glaubens, der Hoffnung und Liebe.«

»Wenn Ihr solches thut, werdet Ihr des Friedens theilhaftig werden, den ich Euch verkündet habe, und Eure Todesstunde wird seyn, wie der Abend eines Frühlingstages.«

Nach diesen Worten entschlummerte Alfred, und die Gestalt des Todten war freundlich.

Die Bewohner des Landes aber weinten um Alfred, wie um ihren Vater, und begruben ihn auf der Höhe des Landes, wo er zuerst die Gegend beschaute. Und sie pflanzten einen Baum auf sein Grab, und darneben ein Kreuz zu seinem Gedächtniß.

5.

Der Scherenschleifer, oder die belohnte Rechtschaffenheit.

Der Schauplatz dieser Geschichte ist ein kleines Städtchen im Mecklenburgischen. Daselbst lebte ein Bauersmann Nahmens Ignaz Gebhard. Dieser hatte kürzlich seine Frau verloren, welche ihm vier Söhne hinterließ, die ihm aber nicht viel Freude machten. Der älteste hieß Georg, und war auf und davon gegangen, man wußte nicht wohin; der zweyte hieß Valentin, und war bey einem Leineweber in der Lehre; der dritte hieß Heinrich, und lernte das Schneiderhandwerk; und der vierte, und jüngste hieß Jacob, und war erst sechs Jahre alt. — Der alte Gebhard konnte aber wegen seiner starken Familie, und wegen verschiedener in seinem Ehestande gehabten Unglücksfällen nichts vor sich bringen; sein Häuschen, und seine Ländereyen waren sehr mit Schulden beladen; Gram, Sorgen, und nun auch

der Verlust seines Weibes warfen ihn auf das Krankenlager, von dem er nicht mehr aufstand. Kurz vor seinem Ende ließ er seine Söhne vor sein Bett kommen. Er ermahnte sie zur Gottesfurcht, zur Rechtschaffenheit und zur Liebe gegen einander, und sagte ihnen: »Es thut mir leid, daß ich Euch nichts hinterlasse, als Schulden; dieses erschwert mir das Scheiden von Euch sehr. Doch Gott wird Euch nicht verlassen, wenn Ihr arbeitsam und ehrlich seyd. Ihr kennet alle meine noch lebende, alte Schwester, die jetzt nahe an die siebenzig ist. Aber ohne Trost und Stütze steht sie auf der Welt; ich allein war ihr Umgang, ich brachte die meisten Abende bey ihr zu, und stand ihr überall mit Rath und That, wo ich nur konnte, nach allen Kräften bey. In ihrem Alter kann sie nicht mehr viel arbeiten; als einzelne Person, und bey ihren eingeschränkten wenigen Bedürfnissen aber braucht sie auch nicht viel. Ich habe manchmahl meine Gedanken gehabt, daß die Alte wohl hinterm Berge halte, und mehr hat, als sie vorgibt; wie dem auch sey, eine gute Frau ist sie, und Eure Base bleibt sie immer. Daher bitte ich Euch, Ihr Kinder, daß Ihr nach meinem Tode sie pflichtmäßig kindlich behandelt, ihr treu, und jederzeit gehorsam und ergeben seyd, und nie vergesset, daß sie Eures Vaters leibliche Schwester ist. Auch Euer eigener Vortheil könnte Euch schon hierzu vermögen; denn wenn sie, wie die Rede geht, Geld hat, so seyd Ihr die leiblichen Erben, und durch Eure Liebe und Ergebenheit gegen sie werdet Ihr sie hindern, das Eurige Fremden zuzuwenden. Also nehmet zu Herzen, und thut, was ich Euch gesagt habe.« Der alte Gebhard wurde immer kränker, und nachdem er seine Kinder nochmahl gesegnet, und sie der Liebe und Vorsorge Gottes empfohlen hatte, verschied er den andern Tag darauf; sogleich ließ seine alte Schwester den jüngsten Knaben zu sich holen, um ihn zu erziehen.

Sie war eine fromme, schlichte Frau, die aber alle die Fehler hatte, die ein kränkliches, schwächli-

ches Alter gewöhnlich mit sich bringt; dabey war sie karg und eigensinnig, aber bey allem liebte und behandelte sie Jacob wie eine Mutter.

Obgleich seine Erziehung etwas Einförmiges hatte, so war sie doch für ihn von trefflichem Nutzen.

Die Alte hatte sich von ihrem Seelsorger einige gute Bücher für ihren Pflegesohn angeschafft. Daraus mußte Jacob alle Abende abwechselnd einiges vorlesen, Sonntags aber, Morgens und Nachmittags, las er seiner Pflegemutter noch überdieß aus dem betrachtenden Evangelium, und ein Paar Capitel aus der biblischen Geschichte vor. Dabey hielt sie ihn fleißig zur Schule an, wo er eine schöne Handschrift schreiben, richtig lesen, und gut rechnen lernte.

Vorzüglich bestrebte sich der gottesfürchtige Schullehrer, das Leben und die Lehre Jesu seinen Schülern mit Wärme täglich vorzutragen. Kindliche Ehrfurcht gegen das Göttliche, Sittsamkeit und Gehorsam gegen Aeltern und Lehrer, und zuvorkommende Liebe gegen die Mitschüler waren bey ihm Grundbedingnisse, die er streng von seinen Schülern forderte. »Ihr könnt Euch,« sagte er oft zu seinen Zöglingen, »nicht zu der Lehre Jesu bekennen, wenn Ihr Euch nicht durch kindliche Ehrfurcht gegen Gott, durch sittsames Betragen, durch Gehorsam und Menschenfreundlichkeit empfehlet; dieses ist die Grundlage zu einem tugendhaften Wandel, und die Quelle Eurer künftigen Glückseligkeit.«

Bis nach dem zwölften Jahre besuchte Jacob die für ihn so nützliche Schule. Nun dachte seine Base darauf, ihn für die Zukunft auch etwas zu seinem Broterwerb lernen zu lassen. Sie that ihn zu ihrem Nachbar, einem Scherenschleifer, in die Lehre auf vier Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit hatte er dieses Handwerk ziemlich gelernt; sie kaufte ihm nun das vollständige Werkzeug, nebst Karren zum Scherenschleifen, und hieß ihn in der Gegend herum fahren, sich seinen Unterhalt zu verdienen.

Jacob war ein fleißiger, höflicher und sittsamer

Mensch geworden. Ueberall in der Gegend both er mit seiner schönen, hellen Stimme seine Dienste an. Billigkeit und gute Arbeit verschafften ihm beständig zu thun; so brachte er seiner Pflegmutter manchen Tag oft zwanzig Groschen und mehr nach Hause, die ihn dafür in Kleidung und Wäsche erhielt.

Dieser gute Mensch hatte die letzte Ermahnung seines Vaters mit aller Strenge erfüllt. Er war gegen seine alte Base ein dankbarer Pflegsohn, und liebte sie wie seine rechte Mutter; obgleich sie oft sehr ärgerlich und verdrießlich war, so that er doch, was sie haben wollte, und wo er ihr nur immer eine Freude machen konnte, erfreute er sie. Es war ihm ein rechtes Seelenvergnügen, wenn er sie aufheitern konnte; dagegen hatte sie ihn bey allen ihren mürrischen Launen aber auch recht lieb, und ließ es ihm an nichts fehlen.

So dachten aber nicht seine beyden andern Brüder, die hatten die Lehren ihres Vaters gleich aus dem Sinne geschlagen. So wie ihr Vater todt war, bekümmerten sie sich weder um ihren jüngsten Bruder, noch viel weniger um ihre alte Base; diese Letztere betrübte sich sehr darüber, daß sie solche nicht einmahl besuchten.

Jacobs alte Base wurde indessen so schwach und krank, daß sie gar nicht mehr aus dem Bette konnte. Jetzt bekümmerte er sich nicht mehr um sein Scherenschleifen. Tag und Nacht kam er nicht von ihrem Bette; das Arzneyreichen und alle Pflege geschah durch seine Hände. Die acht und achtzigjährige Frau spürte den heran nahenden Tod; sie ließ ihren Seelsorger zu sich kommen, und nachdem sie die heiligen Sterbsacramente und die himmlischen Tröstungen unserer heiligen Religion empfangen hatte, sagte sie ihm, daß die Kiste, die hier gegenwärtig wäre, mit ihrem ganzen Inhalte, ihrem lieben Pflegsohn Jacob sey. Sie habe ihm nicht allein ihr ganzes Vermögen darin gerichtlich vermacht, sondern auch alles, was er täglich von seinem Verdienste ihr heim

gebracht, demselben darin aufbewahrt; sie bath ihn, vor ihren Augen die Kiste zu versiegeln, und gleich nach ihrem Tode ihrem Pflegsohn einzuhändigen, und denselben gegen seine zwey undankbaren Brüder in Schutz zu nehmen, welches ihr der ehrwürdige Geistliche auch versprach.

Nun empfahl sie sich ganz der Obhuth Gottes, dankte und segnete ihren braven Pflegsohn für seine Liebe und Treue, die er so aufrichtig und unverdrossen gegen sie stets bewiesen habe, und ermahnte ihn, ferner rechtschaffen zu bleiben, wo auch in Zukunft Gottes Gnade und Segen gewiß nicht ausbleiben würden. Auch machte sie ihn mit dem Auftrage bekannt, den sie seinetwegen dem Geistlichen gegeben habe, und bath ihn, die versiegelte Kiste nicht aus den Händen zu lassen, welche sie ihm als sein rechtmäßiges Eigenthum übergebe. — Der brave Geistliche benutzte jeden Augenblick, den seine übrigen Amtsgeschäfte ihm erlaubten, an ihrem Bette zuzubringen. Nach einigen Tagen entschlief sie sanft und ruhig im Herrn.

Jetzt sorgte der Pfarrer dafür, daß Jacob seine Kiste auf seine Kammer trug, und nun eilte derselbe, das Absterben der alten Frau dem Gerichte anzuzeigen, und für ein anständiges Begräbniß zu sorgen.

Kaum war der Todesfall der alten Base bekannt, so kamen die beyden andern Brüder gelaufen. Der Schmid und der Leinweber, welche beyde verheirathet waren, sich aber nie um ihre alte Base, so lange sie lebte, bekümmert hatten, und wollten nun ihre Hinterlassenschaft in Empfang nehmen. Auch machten sie den Antheil, der dem Jacob von Rechtswegen zukam, streitig, indem sie sagten, er hätte für seinen Theil sechszehn Jahre Pflege und Nahrung unentgeltlich erhalten; habe also daher keine Ansprüche auf diese, ohnehin so geringe, Erbschaft zu machen. Jacob, der mit seinen Brüdern sich nicht veruneinigen wollte, ließ ihnen ihren Willen, und bath bloß um

den alten Sessel, den seine liebe Base, so lange sie lebte, so werth gehalten und benutzt hatte. Dieses waren die beyden Brüder recht wohl zufrieden, und lachten heimlich über die Einfalt ihres Bruders; denn diese verdorbenen Menschen hielten Güte des Herzens für Einfalt. »Schreiben Sie,« sagten die beyden ältesten Brüder zu dem Herrn Amtsschreiber Frühling, der mit dem Siegelabnehmen und der Aufnahme der Sachen beschäftiget war, »daß unser jüngster Bruder, außer dem alten Sessel, auf die ganze Hinterlassenschaft Verzicht thut.«

Jacob nahm seinen alten, lieben Sessel, und trug ihn auf seine Kammer. Seine Brüder theilten sich nun in das wenige übrige Zinn, Leibgeräth und Hausrath; denn die Base hatte in ihren alten Tagen nicht viel Neues mehr angeschafft, auch fanden sie nur weniges Silbergeld, welches ihnen gar nicht behagte, indem sie glaubten, weil ihre Base so karg gelebt, müsse sie bedeutende Summen hinterlassen haben. Sie fanden aber nichts, was eigentlich ihre Habgierde befriedigt hätte, sie mußten verlieb nehmen mit dem, was da war.

Der gute Pfarrer, welcher Jacob wegen seiner treuen Anhänglichkeit an seine Base lieb gewonnen hatte, schlug demselben vor, einstweilen bey ihm ein Stübchen zu beziehen, bis er Gelegenheit habe, eine für ihn schickliche Wohnung zu bekommen. Dieses war Jacob wohl zufrieden; er trug seine ziemlich schwere Kiste, als das einzige Vermächtniß, und seinen alten Sessel in die Wohnung des Pfarrers.

Jetzt entblöste er nun in dessen Gegenwart die Kiste ihrer Siegel und Schlösser, öffnete solche, und fand zu seinem Erstaunen einen Sack mit Silbergeld von zweyhundert und zehn Thaler sechzehn Groschen, welche seine Base ihm von seinem täglichen Verdienst, den er ihr heimbrachte, aufbewahrt hatte. Ferner fand er einen Sack mit fünf und siebenzig Louisd'or, vierzig Friedrichsd'or und sechszig holländische Ducaten, ungefähr neunhundert Thaler. Er hatte also mit sei-

nem Silbergelde beynahe zwölf hundert Thaler, dabey lag noch eine gerichtliche Verschreibung, daß ihr Pflegesohn Jacob, jüngster Sohn des verstorbenen Ignaz Gebhard, einziger Besitzer und Erbe sey von Allem, was in dieser Kiste sich befände. Ferner lagen dabey noch einige goldene Ringe, und einiger Schmuck mit Edelsteinen, so wie etwas Silber; so, daß deren Werth in allem über fünfzehn hundert Thaler angeschlagen werden konnte.

Der Pfarrer und unser Jacob wußten vor Verwunderung nicht, was sie sagen sollten. Dankend sank letzterer auf seine Knie, und bethete den Vater der Waisen an, der sich auch seiner so liebreich angenommen hatte. »Gott segne Dich, und vergelte Dir's in seinem Himmel mit der höchsten Seligkeit, daß Du mir Mutter warst.«

Kaum wurde es im Städtchen bekannt, welchen Schatz die alte Base ihrem Pflegesohn hinterlassen habe, so kamen die beyden Brüder zu Jacob gelaufen, verlangten durchaus gleiche Rechte, und wollten ihn zwingen, mit ihnen zu theilen. Da sie aber das gerichtlich verfaßte Testament umzustossen nicht im Stande waren, rächten sie sich an dem guten Jacob nach Art aller niederträchtigen Menschen, sie lästerten, schimpften und verwünschten ihn.

Allein der Segen des vierten Gebothes ruhete auf ihm, und auf allen seinen Unternehmungen. Ein wohlhabender, frommer Landmann both ihm die Hand seiner einzigen Tochter, und mit ihr sein weitläufiges Landgut an.

Frömmigkeit und Gottesfurcht, Liebe und Treue wohnten in der Mitte dieses glücklichen Ehepaars, und hoffnungsvolle Kinder umhüpften ihren Tisch, und streuten Rosen auf ihren Lebenspfad.

Geachtet und geliebt von allen, die ihn umgaben und näher kannten, verlebte Jacob acht Jahre, als sich eine Begebenheit ereignete, die seinem ganzen Leben eine andere Richtung gab. Eines Tages kam

vor seine Thüre ein armer Reisender, der angelegen bath, mit Jacob allein zu reden.

Der junge Gebhard, der in dem Reisenden einen Unglücklichen vermuthete, ließ ihn gleich in's Zimmer herein bitten.

Als der Reisende eintrat, schien es ein Mann von ungefähr vierzig bis fünfzig Jahren zu seyn, er hatte ein bräunliches Gesicht, war aber sonst gut gehalten, doch von Kleidung äußerst arm; dieser fragte: »Habe ich die Ehre den wackern Herrn Jacob Gebhard zu sprechen?« Als dieses bejahet wurde, fuhr der Fremde fort: »War der hiesige Bürger und Ackersmann, Ignaz Gebhard, Ihr Vater, und sind die Bürger und verheiratheten Männer, Valentin Gebhard, ein Leineweber, und der andere, Heinrich Gebhard, ein Schmid, beyde hier wohnhaft, Ihre leiblichen Brüder?« Als auch dieses mit einem kräftigen Ja beantwortet wurde, da reichte der arme Fremdling beyde Arme hin, und sprach bewegt: »Erschrick nicht, ich bin Dein längst vermißter Bruder Georg, der seine Familie aus jugendlichem Leichtsinne verließ.« — Der junge Gebhard stutzte Anfangs nicht wenig, und sah den auf Willkommen harrenden Bruder mit Forschung und Verwunderung einige Augenblicke an. Mochte er einige Züge an ihm erkennen, oder riß ihn das bewegte brüderliche Herz zu ihm hin? Genug, nach einer kleinen Weile nahm er beyde dargestreckte Hände, zog ihn an sich, und rief mit Rührung: »An mein Herz, geliebter Bruder!«

Als sich die erste Ueberraschung und Empfindung etwas gelegt hatte, traten auch des Jacobs brave Gattinn und die zwey anwesenden Kinder hinzu, und bewillkommten denselben auf das liebreichste. Jetzt mußte auf die Bitte Jacobs sein Bruder den schlechten alten Rock ausziehen, und statt dessen einen herbeygeholten neuen Ueberrock anziehen; und nun eilte man zu Tische, um den armen hungerigen Bruder nach Genüge zu laben. Als sich alles gesättiget hatte, war die Familie neugierig, die Schicksale dieses so

lange entfernten armen Bruders zu vernehmen. Sie bathen ihn daher einstimmig, ihnen doch etwas von seinen Lebensumständen zu erzählen, welches er denn auch nach einigem Besinnen that.

»Ich bin,« hob er an, »wenn Du Dich, mein lieber Jacob, noch wirst zu besinnen wissen, in meinem neunzehnten Jahre, Du warst kaum fünf alt, und unsere gute Mutter ungefähr ein Jahr todt, fortgegangen; eigentlich aus Ueberdruß, weil ich in der Welt mir etwas versuchen wollte, der Vater aber schlechterdings darauf bestand, ich sollte ein Ackersmann werden, um einst die Güter zu übernehmen. Es war Sonntags in aller Frühe, als ich mit ein Paar Gulden Geld und etwas Lebensmitteln, nebst einigen nöthigen Kleidungsstücken versehen, über die Gränze eilte; gegen Abend kam ich in ein Dorf, wo es in einer Schenke fröhlich und lustig herging. Als ich eintrat, waren ***sche Werber da, und die Stube voll Neugeworbener, die jauchzten. Die Werber kamen gleich auf mich zu, sprachen freundlich mit mir, und luden mich ein, an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen. Sie mochten es mir wohl ansehen, daß dieses meine erste Ausflucht war; nach meinem linkischen, blöden Benehmen, und nach dem mangelnden Reise-Schein, nach welchem sie sogleich fragten, mochten sie mich schon für eine gemachte Eroberung halten, die ihnen nicht entgehen würde, und sie hatten nur zu gut geurtheilt; denn ich eilte in die Fremde ohne Reisezettel, ohne Zweck und ohne Aussicht; kurz, ehe eine Stunde verging, hatte ich meine Freyheit und mein Leben auf sechs Jahre für einige wenige Thaler verhandelt. Kaum war ich ein Paar Monathe unter den ***schen Kriegern, und gut geübt in den Waffen, so wurden wir in verschiedenen Abtheilungen den Rhein hinunter, nach Amsterdam gebracht, wo wir auf ***schen Schiffen, nach unserer Bestimmung geführt wurden, nähmlich nach Amerika, wo ich nach meinem Wunsche vollkommen glücklich wurde. Ich wäre noch ein reicher Mann, wenn ich nicht einen so

starken Drang in mir gefühlt hätte, meine Vaterstadt und die lieben Meinigen zu sehen; leider aber habe ich das Unglück gehabt, auf der Herreise durch einen Schiffbruch Alles zu verlieren, nur ein Boot mit zwanzig Mann, worunter ich mich gleichfalls befand, hatte sich mit dem, was wir auf dem Leibe trugen, gerettet. Vollkommen gerettet wurden wir erst, als uns ein holländisches Schiff begegnete, und uns ausgehungerte Menschen liebreich aufnahm. Durch diese Rettung sind wir zwar glücklich in Europa angekommen, aber ganz arm, ohne das Vermögen, das auf dem Schiffe war, retten zu können; und so muß ich leider, anstatt meine Geschwister glücklich zu machen, ihnen zur Last fallen.« — »Darüber gräme Dich nicht, lieber Bruder!« fiel ihm Jacob in die Rede, »Du bist mir nicht zur Last, wenn Du meinen andern Geschwistern nicht zur Last fällst, mir gewiß nicht; was ich für Dich thun kann, will ich nach meinen Kräften thun!« Nun erzählte er ihm, daß seine beyden andern Brüder etwas neidisch wären, und wer neidisch sey, sagte er, der sey gewöhnlich auch hartherzig; er sollte sich aber dieses nicht zu Herzen nehmen. »Durch Deine Armuth,« fuhr Jacob fort, »gibst Du mir erst Gelegenheit, mich als Deinen aufrichtigen Bruder zu zeigen, jetzt vor allen Dingen sollst Du eine vollständige Kleidung haben, und meine Frau wird mit Vergnügen Deine Wäsche besorgen; dann hilfst Du uns in der Wirthschaft, so lange es Dir gefällt, und bleibst bey mir, bis sich für Dich eine andere Aussicht öffnet. Gefällt Dir dieses nicht, so bestimme selbst, was ich für Dich thun kann.«

»Alles was Du sagst, gefällt mir, aber noch mehr gefällt es mir, daß Du ein guter, lieber, redlicher Bruder bist. Wären Deine Brüder nur halb so gut, so würde es mich freuen. Ich muß Dir gestehen, lieber Bruder, ich war schon bey unsern zwey unnatürlichen Brüdern, sie wiesen mich als einen Bettelkerl ab, und sprachen, sie wollten keinen Tagedieb ernähren, ich sollte wieder Soldat werden, da wäre mir genug

geholfen; denn zu etwas Besserm taugte ich doch nicht u. s. w. Aber es soll die Thoren ihre abscheuliche Gefühllosigkeit gewiß reuen.«

Jacob und seine gute Frau besänftigten ihn, und freueten sich sehr, daß der Bruder Georg geneigt war, dieses Anerbiethen von ihnen anzunehmen.

»Lieber Bruder!« sagte Georg, »heute kann ich noch nicht bey Dir bleiben; aber morgen komme ich wieder zu Dir, um auf immer bey Dir zu seyn, und ich hoffe, daß wir in Zukunft noch recht glücklich seyn werden.«

Georg empfahl sich auf baldiges Wiedersehen, um, wie er vorgab, noch einige andere, dringende Geschäfte abzuthun.

Den folgenden Mittag, als sich Jacob mit seiner Familie zu Tische setzen wollte, und nicht begreifen konnte, warum der Bruder Georg nicht wieder gekommen sey, fuhr ein vierspänniger prächtiger Wagen vor, und sogleich ward unserm Jacob die Ankunft eines vornehmen Herrn gemeldet, der ihn zu sprechen verlange; als derselbe voll Verwunderung hierüber hinaus eilte, kam der Gemeldete ihm bereits mit ausgebreiteten Armen entgegen. Es war der arm geglaubte Bruder Georg. »An mein Herz, theuerster, geliebter Bruder!« rief er, Jacob mit Thränen umarmend, aus. Die Familie war ganz starr vor Verwunderung, und wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. »Ich bin,« hob der Bruder an, als er sich eine Zeitlang an der Verwirrung, und dem Erstaunen der Familie ergetzt hatte, »Dein gestriger armer Bruder Georg, heute aber Dein glücklicher, und mit Glücksgütern überhäufter Bruder, die er nun mit Dir brüderlich theilen will.« Nun erzählte Georg der Familie, die sich nach und nach von ihrem Erstaunen erholt hatte, wie er diese Verstellung absichtlich vorgenommen habe, um die würdigsten seiner Brüder kennen zu lernen. Leider aber sehe er, daß er künftig nur einen einzigen lieben könne. Nun wurde eine Kiste von zwey Dienern in das Zimmer gebracht, und

die darin enthaltenen kostbaren Geschenke an die Familie vertheilt; dann erzählte er, daß es bereits schon vierzehn Tage wären, daß er hier sey, und daß er sich in dieser Gegend ein großes Gut für fünfzig tausend Thaler gekauft habe; zwey Mahl so viel habe er noch in der englischen Bank stehen, die er nach und nach heraus zu ziehen entschlossen sey, um die Summe in seiner Vaterstadt sicher anzulegen. »Ich war Anfangs willens,« sagte Georg, »Dich als Wirthschafts-Aufseher auf meinen weitläuftigen Gütern anzustellen, und dann erst mich Dir zu erkennen zu geben. Aber ich habe für gut befunden, meinen Entwurf zu ändern, und einen so lieben, edlen Menschen und Bruder noch zu belohnen. Ich schenke das gekaufte Gut Dir und Deinen Erben, und mache Dich zum unumschränkten Gebiether dieser großen Besitzung; ich hoffe, du wirst mir nun wohl den Gefallen thun, und mit mir gehen, um Deine Güter selbst in Ordnung zu bringen, und zu verwalten.« Als die hocherfreute Familie am Tische saß, wurde noch Vieles von der so glücklichen Zukunft gesprochen. Nachmittags wurde die Verwandlung des armen Georgs im Städtchen bekannt, und nun eilten die beyden schlechten Brüder, voll Bestürzung und Aerger zu ihrem verkannten Bruder Georg, fielen demselben zu Füßen, bekannten demüthigst ihren Fehler, und bathen denselben um Verzeihung. Georg handelte da ganz im Geiste seines göttlichen Lehrmeisters; vergalt nicht Böses mit Bösem, sondern, nachdem er ihnen ihr unbrüderliches Betragen recht an's Herz gelegt, und sie zur Erkenntniß ihres Fehlers gebracht hatte, reichte er ihnen Hand und Mund zur Versöhnung, verbesserte ihre Lage, und versprach für ihre Kinder, wenn sie fromm und geschickt würden, väterlich zu sorgen; dann zog er mit seinem lieben Jacob auf dessen Güter, wo er in Friede und Liebe selige Tage verlebte, bis in das hohe Greisenalter.

*

6.

Attalus und Meno, oder der Wiedergeborne.

In der Gegend von Antiochia in Syrien lebten zwey Familen von Alters her in bitterer Feindschaft, welche die Söhne von den Aeltern ererbt hatten. Die beyden Hausväter, Attalus und Meno, fügten einander jedes Herzeleid zu, wie sie vermochten, und ihre Erbitterung wuchs mit jeglichem Tage.

Meno aber hatte einen Sclaven, der war ein Jünger des Herrn, und wandelte würdiglich dem Evangelio, und war getreu in allen Dingen, also, daß Meno ihn lieb gewann, und über sein ganzes Hauswesen setzte. Und in allem, was Silas, so hieß der Sclave, that, war Gott mit ihm, und segnete das Haus seines Herrn um seinetwillen. Deßhalb unterredete Meno sich oft mit seinem Hausvogt, und dieser bekehrte jenen, so daß er gläubig wurde, und sich taufen ließ auf den Nahmen des Herrn.

Von nun an wurde Meno ein ganz anderer Mensch als zuvor, und redete kein böses Wort von Attalus, seinem Feinde, obwohl dieser ihn noch mehr haßte und verfolgte, und ihm täglich neues Herzeleid zufügte.

Durch solche Sanftmuth war Attalus noch mehr erbittert, und er dingte böse Menschen, die mußten Meno's Garten verwüsten in der Nacht, und seine schönsten Bäume zerstören, die Meno besonders liebte.

Da traten Meno's Freunde zu ihm, und sprachen: »Wirst Du das ungerochen lassen, so wird er noch Größeres beginnen.«

Meno aber antwortete ihnen und sprach: »Die Bosheit ist bey Nacht geschehen, er wird sie läugnen. Mir aber dient es zur Uebung in der Geduld. Hat mich doch früherhin derselbe Geist erfüllt.«

Bald darnach brachten die Freunde zwey von den

bösen Buben, die Attalus erkauft hatte, den Garten zu verwüsten, und die Freunde sprachen: »Diese haben es gestanden, nun kannst Du Strafe an ihm nehmen.«

Aber Meno antwortete: »Ich habe ihm vergeben, und will der Bitterkeit in meinem Herzen nicht Raum lassen, obwohl es mich schmerzet, um der Bäumchen willen.« Darüber zürnten Meno's Freunde.

Einige Zeit nachher ward das Haus des Attalus von einer heftigen Feuersbrunst ergriffen. Meno eilte mit allem seinem Gesinde herbey, und rettete zwey Kinder seines Feindes aus den Flammen. Darauf trat er zu Attalus, reichte ihm die Hand und sprach: »Ach, laß nicht ferner Feindschaft seyn zwischen mir und Dir, und zwischen meinem Hause und Deinem Hause.«

Und Meno erboth sich ihm zum Beystande bey dem neuen Bau seines zerstörten Hauses.

Aber Attalus wandte sich hinweg, ergrimmte im Geiste und sprach: »Die Feuersbrunst ist Meno's Werk!« und viele glaubten seinen Worten.

Solches betrübte das Herz des Mannes über die Maßen, und seine Freunde sprachen: »Laß den Bösewicht, und übergib ihn dem Satan!«

Meno aber sagte: »Er ist ein Mensch, und trägt ein zerrissenes menschliches Herz in seinem Busen. Ich will ihm nicht fluchen.«

Nach einiger Zeit verlor Attalus sein ganzes Vermögen, und ward sehr arm, und litt Noth mit Weib und Kindern; und Attalus selbst ward krank vor Noth und Kummer.

Da faßte Meno ein Herz, und ging wieder zu ihm, und sprach: »Ach, Attalus! laß nicht ferner Zwiespalt seyn zwischen mir und Dir, sondern laß uns einander die Hände reichen, bevor sie erkalten. Siehe, was mein ist, sey auch Dein! So laß uns brüderlich mit einander wandeln.«

Als Attalus diese Liebe vernommen, sah er

Meno an mit hohlen Augen, und verzerrete sein Angesicht und wandte sich hinweg. Sein Weib aber und die Kinder weinten, und Meno weinte auch.

Da verhöhneten Meno seine Freunde, und sagten: »Jetzt hat sich Dein Herz an dem Unwürdigen erschöpft, was wirst Du ferner an ihm thun?«

Meno antwortete und sprach: »Mir bleibt nur übrig, für ihn zu bethen.« Und Meno unterstützte Attalus und sein Haus heimlich, also, daß sie keinen Mangel hatten.

Nach diesen Tagen ward Attalus kränker, und verschied. Als Meno solches vernahm, weinte er um ihn, und begleitete ihn zum Grabe, und ward der Tröster der Witwe und Waisen.

Die Leute aber sprachen: »Wie vermag ein Mensch solches zu thun?« Sie kannten aber den Geist nicht, der in ihm wohnte.

7.

Die Sünde.

Erich, der Sohn frommer und liebevoller Aeltern, feyerte an einem schönen Herbsttage seinen zwölften Geburtstag. Seine Aeltern hatten ihn reichlich beschenkt mit schönen Gaben, und ihm erlaubt, eine Gesellschaft seiner Freunde zu sich einzuladen.

Sie spielten zusammen in dem geräumigen Garten, in welchem auch Erich sein besonderes Gärtchen hatte, mit Blumen und Obstbäumen. An der Mauer des Gartens aber standen etliche junge Pfirsichbäume, welche die ersten Früchte trugen. Diese begannen zu reifen, und durch den zarten Flaum, der sie bedeckte, schimmerten die röthlichen Wangen. Der liebliche Anblick reizte die Lust der Knaben.

Aber Erich sagte: »Diese Pfirsiche zu berühren, hat mir der Vater verbothen; es sind die ersten Früchte der Bäumchen; auch habe ich selber mein Gärtchen

mit allerley Früchten. Kommt alle von hinnen! Sie möchten uns reizen.«

Da sprachen die Knaben: »Heute bist Du Herr des Gartens, es ist Dein Geburtstag. Bist Du nicht auch ein Jahr älter geworden? Du wirst doch nicht immer ein Kind seyn, so man leitet und gängelt. Kommt nur einmahl in unsern Garten! Da wehret uns Niemand.« So redeten die Knaben.

Erich aber sagte: »Ach nein, kommet mit mir, der Vater hat es verbothen.« Da antworteten die Knaben: »Dein Vater sieht es nicht, wie will er's erfahren? Und frägt er, so sagst Du, Du wissest es nicht.«

»Pfuy!« antwortete Erich, »da müßte ich ja lügen, und die Schamröthe meiner Wangen würde mich bald verrathen.«

Da sagte der Aelteste: »Erich hat Recht. Hört, ich weiß ein anderes Mittel. Sieh', Erich, wir wollen sie pflücken; dann kannst Du darauf schwören, Du hättest es nicht gethan.« Dem stimmten Erich und die andern bey, und brachen die Früchte und verzehrten sie unter einander.

* * *

Als nun die Dämmerung kam, gingen die Knaben nach ihrer Heimath. Erich aber blieb noch im Garten; denn er scheute das Angesicht seines Vaters, und wenn er die Thür des Hauses hörte, erschrack er, und es grauete ihn in der Dämmerung.

Da kam der Vater selbst, und als Erich seinen Fußtritt vernahm, lief er eilends in das andere Ende des Gartens, wo sein eigenes Gärtchen war. Der Vater aber ging, und sah, wie sie die Bäumchen beraubt hatten, und rief: »Erich! Erich! wo bist Du?« — Als der Knabe seinen Nahmen hörte, erschrack er noch mehr, und zitterte.

Aber der Vater kam zu ihm, und sprach: »Ist das Dein Geburtstag, und mein Dank, daß Du meine Bäumchen beraubtest?«

Erich antwortete darauf, und sprach: »Ich ha-

be die Bäume nicht angerührt, mein Vater! Vielleicht hat es einer der Knaben gethan.«

Da führte ihn der Vater in das Haus, und stellte Erich vor sich in der Helle des Lichtes, und sagte zu ihm: »Willst Du Deinen Vater noch täuschen?«

Da erblaßte der Knabe und zitterte, und gestand es dem Vater mit Thränen und Bitten.

Der Vater aber sagte: »Von nun an bleibt Dir der Garten verschlossen.«

Darauf wandte sich der Vater. — Erich aber konnte die ganze Nacht nicht schlafen; ihn grauete im Dunkeln, und wenn er schlummerte, erschreckten ihn böse Träume. Es war die schlimmste Nacht seines Lebens. —

* * *

Des andern Tages erschien Erich blaß und verzagt, und die Mutter jammerte des Knaben. Darum sprach sie zu dem Vater: »Siehe, Erich trauert und ist sehr bekümmert, und der verschlossene Garten ist ihm ein Bild des verschlossenen Vaterherzens.« —

Der Vater antwortete: »Das soll er, darum habe ich den Garten verschlossen.«

»Ach,« sagte die Mutter, »er beginnt so traurig das neue Jahr seines Lebens.« —

»Damit es ihm ein freudiges werde,« antwortete der Vater.

* * *

Nach einigen Tagen sagte die Mutter abermahls zum Vater: »Ach, ich fürchte, Erich zweifelt an Deiner Liebe.«

»Nicht doch;« erwiederte der Vater, »dem wird sein schuldiges Herz widersprechen. Bisher genoß er unserer Liebe, jetzt lerne er sie erkennen und verehren, damit er sie von neuem gewinne.«

»Aber,« sagte die Mutter, »erscheint sie ihm nicht in gar zu ernster Gestalt?« —

Der Vater antwortete: »Von der Weisheit gekrönt erscheint sie ihm als Gerechtigkeit. So lerne er kindlich sie ehren und fürchten, dann wird sie ihm zu

seiner Zeit in mütterlicher Gestalt erscheinen, und er ohne Furcht sie wieder Liebe nennen. Das wird er, dafür bürgt mir sein Trauern.«

* * *

Als wiederum einige Zeit verflossen war, kam Erich des Morgens aus seinem Schlafgemach ruhig und mit heiterem Angesicht. Und er hatte alle Geschenke und Gaben seiner Aeltern zusammengelegt in ein Körbchen; das trug er, und setzte es vor seinen Vater und seine Mutter.

Da fragte der Vater: »Was willst Du, Erich?« und der Knabe sprach: »Ich bin nicht werth gewesen der Güte und Liebe meiner Aeltern, so bringe ich die Gaben, die ich nicht verdiene. Aber mein Herz zeuget mir, daß ich von nun an ein neues Leben beginne. O so vergebet mir, und nehmet mich und alles, was ich von Eurer Liebe empfing, zum Opfer.«

Da schloß der Vater sein Kind in seine Arme und küssete es, und weinte über ihm. Also that auch die Mutter.

8.

Kanitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen, so gut, wie in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksale, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft, von Duttlingen bis nach Amsterdam

noch keines gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieses kostbare Gebäude, die sechs Camine auf dem Dache, die schönen Gesimse, und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür.

Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden: »Guter Freund!« redete er ihn an, »könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört, mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen, und Levkojen?« Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nähmlich nichts, sagte kurz und schnautzig: »Kanitverstan,« und schnurrte vorüber. Dieß war ein holländisches Wort, oder drey, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: Ich kann euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sey der Nahme des Mannes, nach dem er gefragt hatte.

Das muß ein grundreicher Mann seyn, der Herr Kanitverstan, dachte er, und ging weiter. Gass' aus, Gass' ein, kam er endlich auf den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch, Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte Anfangs nicht, wie er es mit seinen zwey einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde.

Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Caffeh, voll Reis und Pfeffer darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. »Kanitverstan!«

war die Antwort. Da dachte er: »Ha, ha! schaut's da heraus? Kein Wunder! wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherley Tulipanen vor die Fenster, in vergoldeten Scherben.« Jetzt ging er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bey sich selbst an, was er für ein armer Mensch sey, unter so vielen reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte, wenn ich's doch nur auch ein Mahl so gut bekäme, wie dieser Herr Kanitverstan es hat! kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel, und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein.

Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorüber geht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zuge, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Centner um zehn Gulden aufschlüge, er griff ihn sachte am Mantel, und bath ihn treuherzig um Excüse. »Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen seyn,« sagte er, »dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenkend mitgeht?« — »Kanitverstan!« war die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein Paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmahl schwer, und wieder leicht um's Herz. »Armer Kanitverstan!« rief er aus, »was hast Du nun von allen Deinem Reichthume? Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: Ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen Deinen schönen Blumen, vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust,

oder eine Raute.« Mit diesem Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, sah den vermeinten Herrn Kanitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab.

Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger-Käse, und wenn es ihm wieder einmahl schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seyen, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kanitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff, und an sein enges Grab.

9.

Die Waisen, oder das Lehramt.

Als der fromme Winfried, vom Geiste getrieben, ausziehen wollte aus seinem Vaterlande und von seiner Verwandtschaft, das Evangelium unter den abgöttischen Deutschen zu verkünden, wehreten ihm seine Freunde und Verwandte, und sprachen: »Bleibe in Deiner Heimath; da magst Du auch des Guten genug schaffen, wofern Du nur dieses begehrest.«

Winfried aber antwortete und sprach: »Höret zuvor eine Geschichte, darnach urtheilet. Als vor etlichen Jahren des Krieges Wuth unsers Landes Gränzen verheeret hatte, zog ein reicher Mann durch die verwüstete Gegend. Da traf er auf dem Gebirge ein Häuflein Kindern nackend und bloß, und sie nagten an den Wurzeln, die sie aus der Erde wühlten. Da jammerte ihn der Kinder, und er fragte sie: Wo ist Euer Haus und Euer Vater, und die Mutter? — Die Kinder sagten: Unser Haus ist verbrannt, und

wir haben keinen Vater noch Mutter mehr. Der Krieg hat sie getödtet. Darauf nahm der reiche Mann die Kinder in seinen Wagen, und führte sie in sein großes Haus, und gab ihnen alles, was sie bedurften; auch lehrte er sie arbeiten, und ließ sie unterrichten in aller Kunst und Weisheit.«

»Nach einiger Zeit kamen die Kinder zu ihm, und sagten: Du bist so groß und reich; aber noch größer als Dein Reichthum ist Deine Güte, womit Du Dich unser erbarmest — ach, sage uns, mit welchem Nahmen sollen wir Dich nennen?«

Da neigte sich der barmherzige Mann zu den Kindern, und sagte: Nennet mich Vater; denn ich will Euer Vater, und Ihr sollt meine Kindern seyn.«

Als der fromme Winfried diese Geschichte erzählet hatte, lobeten alle die Güte des reichen Mannes. Da erhob er sich, und sagte: »Dort, wohin mein Herz verlanget, ist ein ganz verwaisetes Völkchen. Gold und Silber habe ich nicht; aber ich will ihnen Besseres geben. Ich will sie zum Vater führen.«

Darauf zog er hinaus gegen Deutschland, und that die Götzen hinweg, und lehrete sie das Evangelium vom Glauben und von der Liebe. Und sie nannten ihn Bonifacius, d. h.: der Wohlthäter, und sprachen: »Er hat ein gutes Werk an uns gethan.«

10.

Theodor.

Theodor hatte die Höhe eines waldigen Gebirges erreicht; hier befand er sich auf einem grünen, gegen Westen abhängigen Rasenplatz, der von einem düstern Buchenwald umkränzt wurde, über welchem hin sich seinem matten Thränenauge eine unermeßliche Aussicht eröffnete. Städte, Dörfer, Felder, Wiesen, Wälder und Wäldchen, die ein fernes blaues Gebirge begränzte, lagen da vor ihm wie ein buntes

Gemählde, das die dem Untergange sich nahende Sonne höchst mahlerisch beleuchtete.

Theodor, müde vom Laufen und Weinen, ließ sich auf dem Rasenplatze nieder; er schaute trübe in die schöne Natur hin, und sprach: »O himmlischer Vater! Welche Schönheit, und welch ein Reichthum! Ich Armer bin müde, hungrig, durstig, betrübt bis zum Sterben, und alle diese Schönheit, dieser Reichthum hat für mich kein Krümchen Brot, und keinen Trunk Wasser übrig. O Du, der Du einst so viele tausend Menschen mit wenig Brot und ein Paar Fischlein speisetest, erbarme Dich mein! Aber hier ist leider nichts, was Du segnen, und mich damit sättigen könntest, und ich Armer kann nicht weiter.«

In dem Augenblicke neigte sich der Kopf eines alten Mütterchens zur Seite her, und sprach mit theilnehmender Stimme: »Es sind doch noch Krümchen Brot und Quellen in der Nähe, die Er segnen kann, komm mit mir und siehe es.« — Theodor erschrack wie vor einer Erscheinung aus der Geisterwelt, er fuhr auf, schwieg und staunte; er sah da vor sich eine ehrwürdige, alte Frau, arm, aber reinlich gekleidet; unter ihrem Silberhaar waltete Weisheit; auf ihrer Stirne sah man die Spuren des christlichen Starkmuths, durch viele Kämpfe errungen, in ihren Augen strahlte Wahrheit und Redlichkeit, und um ihren Mund her spielte die himmlische Liebe im frommen Lächeln.

Der fünfzehnjährige Knabe Theodor konnte freylich diese Sprache noch nicht lesen, aber doch empfinden; er fing laut an zu weinen, und rief: »O Herr, Gott! ich danke Dir!«

Die alte Frau hatte am linken Arm ein Körbchen mit rohen Kartoffeln hängen, und in der rechten Hand hielt sie einen Krückenstab, auf den sie sich stützte. »Nun komm, Du Engel!« sagte sie lächelnd, und stieg dann krumm und mühsam vorwärts. Theodor folgte mit den Worten: »Ach, liebe, gute Mut-

ter! ich bin kein Engel, ich bin nur ein armer, sündiger Junge.«

Sie. Desto besser! Die armen, sündigen Jungen können noch Engel werden, komm Du mit mir; mir bist Du jetzt schon Engel.

Bey diesen Worten nickte sie ihm freundlich zu, und lächelte.

Theodor wußte nicht, was er sagen sollte; halb furchtsam und schüchtern folgte er ihr, und dachte an Feen-Mährchen, die er ehemahls hatte erzählen hören. Die alte Frau führte ihn auf einem kaum sichtbaren Fußpfade rechts, links, aufwärts, abwärts durch den düstern Wald in ein einsames, mit Bäumen umkränztes Wiesenthälchen, an dessen oberm Ende ein kleines, mit Stroh bedecktes Häuschen stand, in dessen Glasfensterchen die Strahlen der eben untergehenden Sonne glitzerten. An der einen Seite war ein Gemüsegärtchen, und an der andern ein Höfchen mit einigen Obstbäumen. Vor der Thüre stand eine schattige Linde, und daneben ein immer laufender und plätschernder Röhrbrunnen.

Dieß Oertchen war so heimlich, freundlich und einladend, daß es dem guten Jünglinge wohl um's Herz wurde.

Unter der Linde saß ein alter Greis, welcher sein Pfeifchen rauchte. Das Mütterchen sah ihn freundlich an und sagte: »Jacob! da bringe ich einen Gast, er will mit unserm Herrn diesen Abend essen, und bey ihm herbergen; es fehlte ihm nur an ein wenig Brot und ein Paar Fischlein, die er ihm bringen könnte, sie zu segnen; ich denke, damit helfen wir ihm aus.«

Der Greis neigte das Haupt, anstatt »so!« zu sagen, und sah dabey so freundlich und vergnügt aus, als wenn der liebe Heiland selbst in diesem armen Knaben bey ihm eine Nachtherberge genommen hätte. Theodor folgte nun wohlgemuth und voll innigem Dankes gegen Gott der Alten in das reinliche Stübchen, er setzte sich, und die Ruhe im Gefühle der

Sicherheit that ihm so wohl, daß er nur danken — und immer danken konnte dem Vater der Waisen. So traf ihn das menschenfreundliche Hausmütterchen, die mit einem Schüsselchen süßer Milch, und einem Stück Brot in den Händen herein trat, und es freundlich mit den Worten vorsetzte: »Iß und trink, der Herr segne es Dir!« — Theodor ließ sich das nicht zwey Mahl sagen; er aß und trank.

Mittlerweile fand sich noch eine vierte Person ein; ein junger, schöner Mann im leinenen Kittel, er schritt rasch zur Thür herein, grüßte den Theodor freundlich, nahm den Quersack von der Schulter, hing ihn da an einen hölzernen Pfahl, zog dann den Kittel aus, hing ihn dazu, und eilte hinaus zum alten Vater.

Eine Stunde später deckte die Großmutter den Tisch, der Patriarch kam auch, und dann auch der Sohn, der das Essen in einer irdenen Schüssel auf den Tisch setzte; es war eine gebrannte Mehlsuppe, die dem guten Theodor lieblich entgegen duftete. Indessen er hatte schon gegessen und getrunken, und war damit wohl zufrieden. Ehe sich die drey niedersetzten, stellte der Sohn einen vierten Stuhl an den Tisch, und nun sagte der Alte, freundlich mit den Augen einladend: »Komm, setze Dich hierher, mein Sohn!« — Blöde und schüchtern erwiederte Theodor: »Ich danke, ich habe gegessen.«

Nun wendete sich der Alte zu seiner Frau und sagte: »Wie war das, Elisabeth! mit dem wenigen Brot und ein Paar Fischlein?«

Die Mutter verstand den Wink; freundlich, wie die aufgehende Frühlingssonne, blickte sie den Jüngling an, und sprach: »Komm, mein Engel! Du empfingst vorhin das wenige Brot und die Fischlein, jetzt will es Dir der Herr segnen.«

Theodor konnte vor inniger Rührung der Thränen nicht los werden.

Nun erhob sich der Hausvater; alle Vier standen; er bethete das: »Himmlischer Vater!

segne« — er bethete es aber mit einer solchen Kraft und Innigkeit, wie es Theodor noch nie gehört hatte, und doch war seine selige Mutter eine große Betherinn gewesen, die ihm stets Anleiterinn und Muster war.

Während dem Essen beobachteten alle Drey ihren Gast genau; dann sahen sie sich zuweilen an und lächelten freundlich, so, als ob sie etwas Angenehmes an ihm entdeckten.

Nach Tisch folgte das alte kernhafte: »Himmlischer Vater! wir danken Dir« — mit der nähmlichen Kraft und Salbung; dann machten Vater und Sohn ihre Tabakspfeifen zurecht, und die Mutter hatte ihre Kunkel und Spindel, und rüstete sich zum Spinnen. Nachdem die Pfeifen an der Oehllampe angezündet waren, und man sich wieder gesetzt hatte, so forderte der Greis den Theodor zur Erzählung seiner Geschichte auf, wenn er aber zu müde wäre, so möchte er es anstehen lassen, bis morgen. Dieß war dem Jüngling eben recht; denn er hätte schon längst gerne seinem geängstigten Herzen Luft gemacht, aber die Ehrerbiethung für diesen frommen Menschen hatte ihm nicht erlaubt, aus eigenem Trieb ein Wort zu reden. Mit einem tiefen Seufzer fing der gute Jüngling an: »Ich bin von Hillshofen, und heiße Theodor Killsberg.«

Die beyden Männer nahmen die Pfeifen aus dem Munde, und starrten den Erzähler an; die Mutter saß da, wie eine Bildsäule, die Spindel in der Rechten, und den Hanf in der Linken, und bohrte mit ihren Sternaugen Theodor'n in's Angesicht.

Dieser erschrak, und schwieg.

Allmählig nahten sich die Pfeifen wieder dem Munde, die Spindel wurde gedreht, und der Hanf gezupft.

»Nun weiter!« sagte der Vater.

Theodor fuhr fort: »Mein Vater war herrschaftlicher Pachter auf dem dortigen großen Domänen-

Gut, und meine Mutter war die Tochter sehr frommer Aeltern, die sich auf einem kleinen Gütchen in Hillshofen ehrlich nährten.«

»Der Pachter zu Hillshofen, hat den Amtmanns-Titel, und die Gerichtsbarkeit über das ganze Dorf, deßwegen muß er sich einen Rechtsgelehrten halten, der Gerichtsverwalter genannt wird. Mein Vater hatte einen alten, braven Mann, der hieß Gotthold, und der alte selige Fürst hatte ihm den Raths-Titel gegeben, weil er so außerordentlich treu und rechtschaffen war.«

»Als ich zwey Jahre alt war, so starb der alte Fürst, sein Bruder, Prinz Johann, wurde Vormund des jüngern Prinzen, und bekam auch die Regierung. Bald darauf starb mein lieber Vater, als ich ungefähr dritthalb Jahr alt war. Als die Trauerzeit vorbey war, so fand sich ein schöner, junger Mann ein, der ein ansehnliches Vermögen hatte, und meiner Mutter einen hohen Grad von Rechtschaffenheit und Frömmigkeit vorheuchelte, bis er endlich meine Mutter geheirathet hatte.

»Jetzt warf er die Maske ab, und zeigte, wer er war; der ehrliche Rath Gotthold wurde zur Ruhe gesetzt, er lebte aber nicht lange mehr, sondern er starb bald; an seine Stelle kam ein junger Mensch, der weder Himmel noch Hölle glaubte. Jetzt fing nun der Jammer in Hillshofen an. Das Erste, was der neue Gerichtsverwalter vornahm, war, daß er meine Großältern wegjagte, und zwar unter den schändlichsten Vorwänden, von denen allen auch nicht einmahl der Schein wahr war. Da halfen keine Vorstellungen, keine Zeugen, keine Beweise, genug, sie waren meinem Stiefvater und seinem Freund, dem Gerichtshalter, ein Dorn in den Augen, weil sie gar verständige, fromme und gottesfürchtige Leute ren, und die größte Achtung und Liebe der ganzen meinde genossen; sie mußten ihr Gütchen verkaufen d das Land meiden; sie duldeten alles christlich,

und verließen ihr väterliches Erbe. Seit der Zeit haben wir nichts mehr von Ihnen gehört.«

»Die Leiden meiner armen Mutter stiegen nun auf's Höchste; ich war nächst Gott ihr einziger Trost; sie bethete täglich ein Paar Mahl auf den Knieen mit mir und für mich, und dann auch für ihre Feinde um Verzeihung, Erleuchtung und Besserung.«

»Meinen Stiefvater bekam ich selten zu sehen, weil er mich immer entweder mit Worten, oder mit der That mißhandelte, so oft er mich sah. Ich war also den ganzen Tag in der Schule, und der Herr Pfarrer, ein recht frommer, guter Mann, tröstete mich oft, wenn meine Leiden zu schwer wurden, und lud mich zu sich ein.«

»Meine Mutter erlag endlich unter dem schweren Druck; sie starb aus Kummer, der ihr eine Auszehrung zugezogen hatte, und sobald es eben anging, holte mein Stiefvater eine alte Kammerjungfer der Frau geheimen Räthinn von Wildhausen, und ehelichte sie. — Ihr könnt nun denken, was ich seit einem Jahre, so lange ist meine gute Mutter todt, ausgestanden habe. — Wegschicken konnten sie mich nicht, daher mußte ich Knechtsdienste thun; man bürdete mir Arbeiten auf, die meine Kräfte überstiegen, und man hoffte, ich würde endlich weglaufen, ich bekam nur halb satt und schlecht zu essen, und eben so knapp ging es mir mit den Kleidern.«

»Vor etlichen Tagen aber schickte mich mein Stiefvater in sein Zimmer, um aus seinem Schreibepult ein Papier zu holen. Dieß that ich Vormittags; am Nachmittag aber entstand ein Lärmen im Hause, es seyen hundert Gulden aus der Casse gestohlen worden. Jetzt merkte ich, was man im Sinne habe, mit Weinen und Schluchzen lief ich zum Herrn Pfarrer! dieser rieth mir, mich alsofort aus dem Lande zu machen, sonst sey ich verloren; ich würde zwar dadurch von aller Welt für schuldig gehalten, allein das wäre für jetzt das geringere Uebel, meine Unschuld würde gewiß an den Tag kommen, Steckbriefe würde man

mir nicht nachschicken; denn man würde froh seyn, wenn man meiner los wäre.«

»Ich lief also fort. Der Pfarrer gab mir ein kleines Reisegeld; er ist selber arm. Das habe ich in verwichener Nacht verzehrt; heute habe ich den ganzen Tag gelaufen, ohne etwas zu essen und zu trinken; Kleider habe ich keine, als die ich auf dem Leibe trage; was das nun geben soll, das weiß Gott allein, der mich ja nicht verlassen wird.«

Der alte Jacob nahm die Pfeife aus dem Munde, und sprach mit zutraulicher Rührung zu seinem Sohne: »Thomas! Du nimmst ihn morgen mit in den Wald! Du lässest ihn die leichtere Arbeit verrichten, Bäume und Aeste ausschneiden, und dergleichen. Er bleibt bey uns, bis wir sehen, was der liebe Gott mit ihm vor hat.« Die alte Elisabeth fügte noch hinzu: »Für Hemden und Kleider werde ich sorgen; sey Du vergnügt, Theodor! und traue auf Gott.«

Nun waren die Pfeifen ausgeraucht, und am Camine ausgeklopft. Thomas stand auf, und ging zu einer großen hölzernen Uhr, die an der Wand hing, an welcher er ein Stiftchen drückte, worauf sie leise zu rasseln anfing, und nun einen vortrefflichen Choral vierstimmig flötete, den dann die drey mit dem schönen Abend-, Dank- und Gebeth-Lied begleiteten. Und dann bethete der Alte auf den Knieen ein gemeinschaftliches Abend-Gebeth in Form einer Litaney, mit solcher Inbrunst, daß man glaubte, die Annäherung glänzender Thronfürsten des Himmels zu ahnen.

Die Uhr hatte Thomas in den langen Winter-Abenden selbst gedrechselt und geschnitzelt.

Theodor kniete weinend in einem Winkelchen der Stube, und sang schluchzend mit, ach! es war das nähmliche Abendlied, welches seine fromme Mutter ihm gelehrt, und was sie alle Abende in seines Vaters Hause sangen, als ein Erbstück des Großvaters. Ihm war so wehmüthig und doch so wohl, so

friedlich von Innen, daß er sich im Vorhof des Himmels fühlte. Er gewöhnte sich an diese selige Einöde, und bekümmerte sich um die ganze Welt nicht mehr. Die heilige Religion glänzte hier in ihrer göttlichen Schönheit und Reinheit, wie die Sonne am schönsten und heitersten Frühlings-Morgen. Er saß in ihren Strahlen, sonnte und wärmte sich, und war innig in seinem Gott vergnügt. Die ganze Woche über freute er sich schon wieder auf den pfärrlichen Gottesdienst, und auf die Predigt und christliche Lehre; denn der Herr Pfarrer war ein wahrer Apostel Jesu in Lehre und That, der kindlich und einfältig das heilige Evangelium verkündete, und den lieben Vater und Jesum Christum dem Menschenherzen recht nahe brachte. Ein guter Hirt, der mit unermüdeter Treue für seine Schäflein wachte, und für das Seelenheil eines Jeden willig sein Leben hingeopfert haben würde, wenn es die christliche Liebe gefordert hätte.

Ein halbes Jahr hatte er bey diesen gottseligen Einsiedlern zugebracht, als er an einem Abend mit seinem Freunde Thomas, bey ihrer Heimkunft, einen Herrn bey dem alten Vater antraf, der mit diesem in einem vertraulichen Gespräche begriffen war, welches aber bey der Ankunft der beyden Holzmacher aufhörte. Thomas grüßte den Fremden mit Händedruck ganz zutraulich und bekannt; der fremde Herr blieb die Nacht da, und bis spät wurden fromme, erbauliche und tröstende Gespräche geführt, die Theodor voll Ehrfurcht, wie Goldkörner in seinem Herzen, bewahrte. — Als am Morgen der Tag kaum graute, so spielte die Uhr einen herrlichen Choral, alle fünfe sangen das fromme Morgenlied, dann folgte das gemeinschaftliche Morgen-Gebeth; »denn,« sagte der Alte, »woher soll der Mensch Kraft und Muth für die Hitze und Last eines ganzen Tages nehmen, wenn nicht von Gott gleich beym Erwachen; nicht bethen und nicht leben, ist bey mir wohl ganz gleichviel.«

Der Fremde, ein reicher Holländer, der einen

großen Holzhandel hatte, und deßwegen hierher gereiset war, nahm nun Abschied, und drückte besonders traulich Theodors Hand; eine leise Ahnung, als müßte dieser Mann ihm noch recht wichtig werden, durchschauerte ihn; er sprach aber nichts darüber, und empfahl die ganze Sache dem lieben Gott. — Thomas und Theodor gingen nun wieder in den Wald an ihre Arbeit; als sie aber des Abends wieder kamen, so rief der alte Jacob Theodorn zu sich unter die Linde, und sprach: »Setze Dich zu mir, mein Sohn!« Theodor gehorchte; nun fuhr der Patriarch fort: »Du kannst hier Dein ganzes Leben nicht zubringen, Du bist noch jung, und Gott hat Dir schöne Gaben anvertraut, mit denen Du auch in der Welt wuchern mußt; der Herr van der Horst, der verwichene Nacht hier war, will Dich in seine Dienste nehmen, er ist ein reicher, großer Kaufmann, der mit Holz handelt, und mit Frau und Kindern von Herzen Gott fürchtet, da bist Du wohl aufgehoben; wir werden denn hernach weiter sehen, was der liebe Gott mit Dir vor hat.«

»Mutter Elisabeth hat für die nöthigen Kleider gesorgt. Morgen bringt Dich mein Thomas nach Geißhübel. Dort ist Freund van der Horst, der Dich in Empfang nehmen, und als ein Vater an Dir handeln wird. Habe nun Gott vor Augen, und wandle vor Ihm, und Er wird's dann recht mit Dir machen!«

Diese Aussichten und dieser Antrag überstieg alle Erwartungen des guten frommen Jünglings; denn so gerne er auch bey diesen lieben Menschen war, so fühlte er doch eine geheime Ahnung in sich, daß ihm diese einförmige Lebensart endlich lästig werden, und er sich nach einem größern und wohlthätigen Wirkungskreis sehnen würde. Er dankte also dem alten Jacob für seine väterliche Fürsorge, und versprach ihm, unter Gottes Beystande Freude zu machen.

Den folgenden Morgen nahm er also seinen Bündel, den ihm Mutter Elisabeth schon gepackt

hatte. Die beyden Alten segneten ihn, und so ging er weinend und doch froh hinter Thomas her, der ihn nach Geißhübel, wo sie den Mittag ankamen, begleitete. Van der Horst empfing unsern Theodor väterlich, ernst und freundlich.

Van der Horst wohnte auf einem Landgute an der Yssel in Holland, Vreendenshoope genannt; es bestand aus einem hübschen geräumigen Wohnhaus, ein Paar großen Windmühlen, auf denen die großen Bäume, welche den Rhein herab, dann auf der Yssel dahin geflößt wurden, zu Dielen, Bretern, Latten, Zimmer- und Schiffbauholz geschnitten wurden, und dann aus einigen Häusern, worin die Arbeitsleute wohnten.

Die Familie bestand aus ihm, seiner Frau, und einem Sohn und einer Tochter, welche beyde ungefähr von Theodors Alter waren: Johannes mochte etwas älter, Maria aber ein Paar Jahre jünger seyn.

Hier im Kreise dieser frommen Menschen bildete er sich zu einem wahren, kernhaften Christen, und zu einem Werkzeuge, das Gott zur Beglückung seiner Menschenkinder brauchen konnte. Mit Johannes und Maria lebte er brüderlich; denn der Vater wollte durchaus keinen Unterschied unter ihnen dulden; er sagte: »Ihr seyd meine lieben Kinder durch die Geburt, der ist es durch die göttliche Fügung.« Er bekam die nothdürftige Kleidung und Wäsche im Ueberfluß, und monathlich ein hübsches Taschengeld, welches er zum Wohlthun verwendete. Von einem Jahrgehalt war hier die Rede nicht. Mit den alten Einsiedlers-Leuten blieb er in Verbindung, indem er mit dem Thomas eine vertraute Correspondenz führte.

Theodor mochte etwa drey Jahre zu Vreendenshoope gewesen seyn, als Thomas schrieb, er möchte schleunig nach Hause kommen, der junge Fürst habe nun die Regierung angetreten, und große Verbrechen entdeckt. Seine Stiefältern seyen gefan-

gen, und ihr gottloser Gerichtshalter sitze in Ketten und Banden. Nun sey noch Verschiedenes zu berichtigen, wobey seine Gegenwart durchaus nothwendig wäre.

Theodor berathschlagte sich mit seinem Principal und dessen Familie, welche alle die Reise für nöthig hielten, aber auch sehr wünschten, daß er sich zu Hause durch nichts fesseln lassen, sondern sobald es möglich, wieder zu ihnen kommen möchte. Theodor antwortete: »Irdische Vortheile können mich nicht von Ihnen trennen; wohl aber die Erfüllung höherer Pflichten, deren ich aber jetzt keine errathen könnte.« Nun machte er sich reisefertig, und begab sich auf den Weg.

Theodor beschloß, zuerst die liebe Einsiedeley zu besuchen, weil sie nicht weit aus dem Wege lag, und weil es auch der alte Jacob verlangt hatte. So wie er am Abende da ankam, eilten ihm alle drey nicht mehr geheimnißvoll, sondern offen und heiter entgegen. Jacob kam mit offenen Armen, und sagte: »Komm an mein Herz, ich bin Dein Großvater Jacob Kernmann.« Theodor staunte, und konnte kein Wort sagen; dann zog ihn auch die alte Elisabeth in ihre Arme, und sagte: »Bist Du nun nicht mein Engel? Und segnet der Herr die Paar Brote und zween Fische nicht reichlich?« Endlich umarmte ihn auch der Oheim Thomas mit wenigen Worten, und vielen Thränen.

Des andern Morgens gab der Großvater seinem Enkelsohn einen Brief an den Herrn von Tellsburg mit, der nun Minister war, und sagte: »Gott sey mit Dir: Rathen kann ich Dir nicht; bethe nur recht innig und gläubig zu Gott um Rath und Erleuchtung, dann gib fleißig auf die Umstände und auf Dein Herz Acht, und es kann nicht fehlen, es wird Dir nach dem Willen Gottes geschehen. Und nun, geh mit Gott!«

Das zu thun versprach Theodor mit kindlich williger Gehorsam; er nahm Abschied von seinen